

5 EHE- UND HEIRATSGESCHICHTEN IN DEUTSCHLAND

Das Leben in der Heiratsmigration oder: Das ganz „normale Chaos der Ehe“¹?

Schon im Begriff der Heiratsmigration klingen die verschiedenen Ebenen an, denen sich bi-nationale Paare stellen: Die Migration schafft Verbindung zwischen zwei Ländern, die Heirat verknüpft zwei Familien und die Ehe verlangt nach einer Beziehung und Kommunikation zwischen Frau und Mann. Dabei sind es in vorliegender Studie meist die Heiratsmigrantinnen, die sich Grenzen überschreitend auf den Weg gemacht haben und auf diese Weise sogenannte Sende- und Aufnahmeländer zu einem neuen globalen, familiär geprägten Migrationsraum verbinden. Sie haben sich in eine Situation begeben, in der ein vielfältiger Transformationsprozess einsetzen kann.

Inwieweit dieser Prozess Begrenzungen ausgesetzt ist oder neue Möglichkeiten in sich birgt, er als Vereinsamung und Ausbeutung erfahren wird oder Chancen eröffnet, eigene Zugehörigkeiten neu zu betrachten, stellt den roten Faden folgender Ausführungen dar. Wenn ich darauf bestehe, mich in meiner Darstellung auf das Verhalten der Subjekte in alltäglichen Situationen und auf ihre Selbstbeschreibungen zu konzentrieren, so möchte ich betonen, dass die durchschnittliche philippinische Heiratsmigrantin ihre Welt nicht durch ein Verständnis makrostruktureller Verhältnisse wie globaler Kapitalismus oder patriarchaler Strukturen wahrnimmt und analysiert. Sie tut es statt dessen durch die Erfahrung spezifischer Entfremdungen der Nicht-Zugehörigkeit, wie beispielsweise des Getrenntseins von ihrer Herkunftsfamilie, von ihren philippinischen Kindern, ihrer Marginalität in der Aufnahmegesellschaft, ihrer Einsamkeit in einer nicht-verstehenden Ehe. Es sind dies individuell erlebte „Entbettungen“ oder „Dislokationen“, die makrostrukturelle Systeme in ihre alltägliche Migrationserfahrung generiert haben.

Im Verlauf dieses Kapitels begeben sich nach einem kritischen Blick auf den Forschungsstand zur „Zwischenheirat“ (*intermarriage*), wieder in den ethnographischen Alltag. Anhand von Geschichten und Fallbeispielen lässt sich veranschaulichen, wie Identitäten im Spannungsfeld von Partnerschaft, Arbeit, Liebe und der Frage nach unverzichtbaren Werten gesucht, ausprobiert, verhandelt, gefunden und verworfen werden. Indem ich die sozialen Prozesse der Heiratsmigration, die Migrationserfahrungen von philippinischen Heiratsmigrantinnen aus der Perspektive der Subjekte betrachte, identifiziere ich Formen von Subordinationen – oder in anderen Worten – der Entfrem-

1 In Anlehnung an das berühmte geworden Buch zu einer Soziologie der Liebe von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990).

derung, der Entbettung, der Nicht-Zugehörigkeiten, der Dislokationen, die in diesen Prozessen enthalten sind.

Mir ist daran gelegen, nicht nur diese vielfachen Dislokationen zu beschreiben, sondern auch die Antworten darauf zu untersuchen. Oder wie Butler (2001, [1997]) schreibt, die „Wendung“ die die Frauen gegen diese Nicht-Zugehörigkeiten anwenden. Dabei zeigt sich, dass die Maßnahmen, die philippinische Heiratsmigrantinnen zur Verbesserung ihrer Situation ergreifen, nicht immer befreiende Veränderungen mit sich bringen, sondern ironischer Weise mit den erlebten Entfremdungen übereinstimmen, sie gar perpetuieren und strukturelle Ungleichheiten wiederherstellen. Dies erinnert an die „Bindung der Handlungsfähigkeit“ (*bind of agency*), die Judith Butler in ihren theoretischen Denkfiguren zur Subjektwerdung formuliert.

Da ich in meinen ethnographischen Beschreibungen Butlers Überlegungen zum Doppelsinn des gleichzeitig machtunterworfenen und machtkonstituierenden Subjektes folge, scheint mir zumindest eine knappe Skizzierung eini- ger wesentlich Gedanken geboten.

In „Psyche der Macht“ gilt Butlers Interesse den Mechanismen der Subjektivation, die als *paradoxe Machtform* erscheint: Die Bildung des Subjektes und seine Unterwerfung unter die disziplinierenden Praktiken der Macht bilden *einen* Vorgang. „Subjektivation bezeichnet den Prozess des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozess der Subjektwerdung“ (Butler 2001: 8). Dabei ist für Butler die Analyse der Subjektwerdung immer eine doppelte: „Sie geht den Bedingungen der Subjektbildung und der Wendung gegen diese Bedingungen nach, durch die das Subjekt – und seine Perspektive – erst entsteht“ (ibid.: 33). Mit Bezug auf Foucault (*Sexualität und Wahrheit und Überwachen und Strafen*) verdeutlicht sie, wie die Unterwerfung des Subjekts erst in dem Moment vollendet ist, in dem sie freiwillig durch das Subjekt wiederholt und an sich selbst vollstreckt wird (ibid. 32). Mit anderen Worten, das Subjekt ist nicht etwas, das sich schon konstituiert hat und dann durch soziale Normen weiter geformt wird, sondern es wird erst durch soziale Normen gebildet.² Dabei beharrt Butler auf einer Paradoxie der machtförmigen Subjektbildung, wonach die Wiederholung der Normen (durch die das Subjekt hervorgebracht wurde) neben der Gefahr der gesellschaftlichen Sanktion auch die Möglichkeit der Subversion in sich trägt.

- 2 „Das Streben nach Beharren im eigenen Sein erfordert die Unterwerfung unter eine Welt der anderen, eine Welt, die von Grund auf nicht unsere eigene ist [...]. Nur indem man in der Alterität beharrt, beharrt man im ‚eigenen‘ Sein. Bedingungen ausgesetzt, die man nicht selbst geschaffen hat, beharrt man immer auf diese oder jene Weise mittels Kategorien, Namen, Begriffen und Klassifikationen, die eine primäre und inaugulative Entfremdung im Sozialen markieren. Wenn solche Bedingungen eine primäre Unterordnung, ja Gewalt bedeuten, dann entsteht ein Subjekt, um sich selbst zu sein, paradoxerweise gegen sich selbst“ (Butler 2001: 32).

Dadurch wird das unterworfenen Subjekt der Macht ein Stück weit zum unbe-rechenbaren, unbeherrschbaren, widerständigen Subjekt der Macht. Auf-grund der prozesshaften Unabgeschlossenheit der Subjektbildung gelingt es dem Subjekt *performativ*, durch sich verschiebende Umdeutungen, die Um-risse der Lebensbedingungen immer wieder neu zu zeichnen, auch wenn da-durch das Leben aufs Spiel gesetzt wird. Eine andere Form von Widerstand scheint gegen eine Macht, die Subjektwerdung und Unterwerfung nicht un-terscheidet, nicht denkbar. „Das bedeutet aber nicht, dass der Widerstand in *Wahrheit* eine Stärkung der Macht oder dass die Stärkung der Macht in *Wahrheit* Widerstand ist. Es handelt sich um beides zugleich, und diese Am-bivalenz bildet das Band der Handlungsfähigkeit“ (Butler 2001: 18).

Wenn also Handlungsfähigkeit (*agency*) innerhalb und nicht außerhalb des Prozesses der Subjektivation hervorgeht, wie ist sie dann möglich? Mit ande-ren Worten: „Wie kann man von einem Diskurs konstituiert sein, ohne von ihm determiniert zu werden? Was befähigt das Subjekt, sich hegemonischen Diskursen zu widerstehen?“ (Benhabib 1993: 109) Dazu schreibt Butler:

„Die Macht wirkt auf mindestens zweierlei Weise auf das Subjekt ein: erstens als das, was das Subjekt ermöglicht, als Bedingung seiner Möglichkeit und Gelegen-heit seiner Formung, und zweitens als das, was vom Subjekt aufgenommen und im ‚eigenen‘ Handeln des Subjekts wiederholt wird. Als Subjekt der Macht [...] ver-dunkelt das Subjekt seine eigenen Entstehungsbedingungen; es verschleiert Macht mit Macht. Die Bedingungen ermöglichen nicht nur das Subjekt, sie gehen auch in die Formung des Subjektes ein. Sie werden vergegenwärtigt in den Handlungen dieser Formung und in den auf sie folgenden Handlungen des Subjekts“ (Butler 2001: 18)

Butlers Antwort liegt in einer Umdeutung von Handlungsmächtigkeit, die nicht mehr in der willentlichen Absicht autonomer Individuen wurzelt, die das, was sie kritisieren, von außen betrachten. Handlungsmächtig ist das Sub-jekt erst dann, wenn es sich als abhängig und verstrickt anerkennt. Diese An-erkennung bedeutet nicht zwangsläufig eine fatalistische Resignation, son-dern immer auch die Anerkennung, dass den komplexen Beziehungen zwi-schen Machtdiskurs und Subjekt Freiheitsmomente innewohnen (Villa 2003: 56). Zwar hat der gesellschaftliche Diskurs die Macht, ein Subjekt durch Auf-zwingen seiner eigenen Bedingungen zu formen und zu reglementieren. Diese Bedingungen werden jedoch nicht nur einfach angenommen oder ver-innerlicht, sondern durch die machtförmige „Erfindung der Psyche als eines sprechenden Topos“ (Butler 2001: 183) reflexiv gewendet. Das Subjekt (But-ler schlägt alternativ den Begriff „postsouveränes Subjekts“ vor) agiert im Spannungsfeld von Konstitution und Wiederholung, in der immer auch die Möglichkeit einer unerwarteten Umschreibung und Neudeutung gegeben ist.

Mit Butlers subjekttheoretischer Reformulierung der foucaultschen Formel „Wo Macht ist, ist auch Widerstand“ wird Macht zersetzt. Sie richtet sich – im Schuldgefühl oder in der Verletzung – nicht nur gegen das Subjekt, son-dern dient diesem auch als Werkzeug, die soziale und psychische Gefährd-ung von sich abzuwenden. Dabei bleibt eine grundlegende Ambivalenz des Subjektes zur Gesellschaftlichkeit erhalten.

Als ein sich konstituierendes Subjekt begründet die philippinische Heiratsmigrantin ihr Verständnis von ihrer migratorischen Lebenswelt mit ihren Erfahrungen der Dislokation und Entfremdung. Als ein handelndes Subjekt antwortet sie auf verschiedene Weisen auf diese Entfremdungen, auf ihre mehr oder weniger bewussten und unbewussten Gedanken und Gefühle, die diese Erfahrungen in ihr hervorbringen. Ihre Antworten mögen widerständige Handlungen sein, die sich gegen die Entfremdungen richten, denen sie als migratorisches Subjekt im Kontext makrostruktureller Prozesse globaler Umstrukturierung ausgesetzt ist. Es sind auf jeden Fall unmittelbare Strategien und Anstrengungen in ihren alltäglichen Praktiken. Dabei wird es ihr wichtig sein, dass ihre möglicherweise widerständigen Antworten nicht nur ihre Schmerzen, ihr Unglück, ihre Einsamkeit mildern, sondern auch, dass wesentliche Migrationsziele wie beispielsweise ökonomischer Gewinn und Kapitalanhäufung einerseits und die Ehe-Stabilität andererseits nicht gefährdet werden. Außerdem wird ihre spezifische Positioniertheit entlang bestimmter Achsen der Dominanz wie Ausländergesetzgebung, Bildung, und Arbeitsmarkt ihre Ressourcen begrenzen und entsprechend auch ihre möglichen Antworten. So werden sich ihre Antworten innerhalb des Prozesses ihrer Konstituierung als Subjekt bewegen, ohne die externen Kräfte, die ihre Konstituierung formen, zu überschreiten.

Da die täglichen Praktiken philippinischer Heiratsmigrantinnen durch vielfältige Dislokationen und ebenso mannigfaltige Antworten und widerständige Handlungen gezeichnet sind, erhebe ich in den folgenden Ausführungen nicht den Anspruch der Vollständigkeit. Ich beschränke mich vielmehr darauf, einige während meiner Forschung auffällige Dynamiken zu identifizieren.

Die Beschreibung deutsch-philippinischer Ehen als wesentliche Beziehungsformation in der Migration gliedere ich ausgehend von der simplen Erkenntnis, dass die Ehe als das Schaffen einer gemeinsamen Welt ein *Begegnungsprozess* ist, in drei Etappen:

- Die Phase des Ankommens, in der in den meisten Fällen Kulturschock, Missverständnisse und das Hinterfragen von Träumen und Imaginationen durchlebt werden müssen.
- Die Phase des Daseins, die zum Verhandeln von kultureller Differenz und interkultureller Kommunikation auffordert.
- Und schließlich die Phase der Etablierung, die sich häufig zwischen Sesshaftwerden und transnationaler Familienvernetzung gestaltet.

In den verschiedenen Phasen werden verschiedene Lebensformen durch Versuch und Irrtum ausprobiert, rücken unterschiedliche Themen in den Vordergrund oder werden unterschiedliche Zugehörigkeitsstrategien nötig. Die Frage nach kulturellen und geschlechtsspezifischen Identifikationen und Identitäten stehen in den verschiedenen Phasen mit unterschiedlicher Akzentuierung zur Disposition. Aus der Perspektive der philippinischen Heiratsmigrantinnen lassen sich die Fragen etwa folgendermaßen formulieren: Wie wird in einer gemischt-kulturellen Ehe in der Migration in der Auseinandersetzung und im

Verhandeln mit einem deutschen (nicht-philippinischen) Mann Identität hergestellt? Welche Elemente und Fragmente sind es, die zur Konstruktion eines zufriedenen Selbst unabdingbar sind? Auf was lässt sich auch in der Migration auf keinen Fall verzichten? Was gehört zu mir, ist aber verhandelbar und anpassungskompatibel? Was muss verteidigt werden? Was will ich loswerden? Wo liegen meine Utopien? Und wo meine Enttäuschungen? Wie sehen diese Verhandlungsprozesse aus? Wo liegen ihre Möglichkeiten? Und wo die Grenzen?

In der Anfangsphase findet unweigerlich die Konfrontation mit den jeweiligen Träumen, Fantasien und Stereotypen statt. Die Imaginationen des/der Anderen waren doch Antrieb zur Veränderung, wurden verheißungsvoll inszeniert, zu Neuanfängen und Erfolgsgeschichten, waren Motor für die Migration, für einen Aufbruch ins Ungewisse. Diese Imaginationen treffen nun auf das Vorfindbare. Es finden Reaktionen des Verdrängens, des Schönredens, des Erschreckens statt. Man hält sich an den Imaginationen fest, erhält sie aufrecht und muss sie korrigieren. Der Dialog beginnt, ein mehr oder weniger schwieriger Weg mit ungewissem Ausgang, begleitet von Gefühlen der Hoffnung, der Einsamkeit, des entmutigenden Losgelöstseins, der verheißungsvollen Freiheit und von nüchterner Pragmatik.

So rückt vor allem in der zweiten Phase, wenn die unterschiedlichsten Konflikte auftauchen und das Vertraute nicht mehr selbstverständlich funktioniert, die philippinische *community* (*ang mga kababayan*), die sich zum großen Teil aus einem philippinischen Frauennetzwerk zusammensetzt³, in den Vordergrund. Identität wird nicht nur mit dem Ehemann verhandelt, sondern auch besonders mit den *kababayan*, den Landsleuten. Wenn an Sprache, Essen und anderen alltäglichen Abläufen die Differenzen mit dem Ehemann offensichtlich werden, wenn Paarkonflikte als Kulturkonflikte ausgedrückt werden und nach Positionierungen verlangen, wird die Hinwendung zur philippinischen *community* und zu den Netzwerken der weiblichen *kababayan* zu einem vitalen Bedürfnis. Dabei scheint die *community* in ihrer unterstützenden Präsenz lebensnotwendig und in ihrer kontrollierenden Enge bedrängend zugleich zu sein. Auf einmal muss auch ganz besonders die Dynamik zwischen den Landsleuten und dem Ehemann bzw. den Ehemännern der Freundinnen verhandelt werden. Diese Dynamik ist bisweilen explosiv, emotionsgeladen und wird ebenfalls zu einem unsicheren Terrain.

Mit Blick auf das Leben in der *community*, auf die Positionierungen innerhalb der Migrationsgemeinschaft, musste ich feststellen, dass philippinische Heiratsmigrantinnen ihre Erfahrungen als eine Art konstantes Unbehagen formulierten. Ihre Gefühle der Nicht-Zugehörigkeit resultierten aus zwei verschiedenen sozialen Exklusionen: sie bezogen sich sowohl auf die philippinische Migrationsgemeinschaft als auch auf die dominante Gesellschaft und ihre darin positionierten Ehen. Diese Nicht-Zugehörigkeit als konstantes Unbeha-

3 Die philippinische Migration nach Deutschland ist bisher eine „feminisierte“. Zu Zahlen und Schätzungen siehe auch weiter unten *Zahlen, Fakten und legale Aspekte als Grenzen der Nationen*.

gen beeinflusste ihr Verhalten, ihre Meinungen und Gefühle sowohl in ihren Ehen als auch in der *community*. Und dennoch, oder gerade deswegen, ist die *community* (*ang mga kababayan*) durch eine widersprüchliche doppelte Kultur der Solidarität und der Rivalität charakterisiert. Der Notwendigkeit, lokale unterstützende Nischen innerhalb der dominanten Gesellschaft zu schaffen stand das Bedürfnis, sich rivalisierend abzugrenzen, gegenüber. Mit anderen Worten, philippinische Heiratsmigrantinnen erfuhren in der *community* nicht nur Unterstützung, sondern auch Entfremdung. Die Koexistenz von Solidarität und Anomie charakterisierte ihr widersprüchliches Leben in der *community* (vgl. auch Parrenas 2001, Mahler 1995).

Erfolgreiche Etablierungen, schließlich, können in dynamische transnationale Familiennetzwerke münden. Aufgrund ihrer hohen Mobilitäts- und Risikobereitschaft sind dann die Heiratsmigrantinnen als *agents of change* (Lutz 2001) zu begreifen, die als Pionierinnen Grenzen überwunden haben und an der Transnationalisierung von Lebensstilen beteiligt sind. Dass auch diese Konstruktionen fragil sind, zeigen die ethnographischen Ausführungen.

*

Durch den spezifischen Migrationsprozess, der mit der Heirat verbunden ist, rückt in diesem Kapitel auch die Frage nach dem Verhältnis von Paarkommunikation und interkultureller Kommunikation in den Vordergrund. Wenn von interkultureller Kommunikation die Rede ist, werden implizit kulturelle Differenzen in den Mittelpunkt gerückt. Differenzen müssen jedoch nicht unbedingt kultureller Natur sein, sondern lassen sich auf alle möglichen gesellschaftlichen Asymmetrien zurückführen. Ich schlage daher eine Arbeitsdefinition von interkultureller Kommunikation vor, in der jede direkte Kommunikation zwischen Personen unterschiedlicher Sozialisation, Sprache und Werten als interkulturelle Kommunikation bezeichnet wird. Entscheidend ist das Verhandeln von Differenzen, in einer Suchbewegung *zwischen* Fremdem und Eigenem jenseits kultureller Dichotomisierung. Inwiefern Unterschiede vor-schnell in die Schublade der *kulturellen* Differenz gesteckt werden, soll von untergeordnetem Interesse sein bzw. nur im Hinblick auf die Paarbeziehung und -kommunikation analysiert werden. So werden häufig kulturelle Unterschiede in der Paarkommunikation bewusst und stereotypisierend aufrechterhalten, um beispielsweise Machtansprüche zu verdecken oder andere Differenzen wie die geschlechts-, sprach-, religions- oder schichtspezifische in den Hintergrund zu drängen und zu verdrängen. Die kulturelle Differenz gerät so zu einer idealen Universalentschuldigung starrer Selbstbehauptung (Waldis 1998: 302).

Einerseits kann jede einzelne Differenz zu Konflikten führen, andererseits können Konflikte über Gemeinsamkeiten dekonstruiert werden. Aufgrund dieser doppelten Verankerung der Kommunikation in der Differenz und in der Suche nach Gemeinsamkeiten haben gemischt-kulturelle Paare ein Interesse daran, Wege zu finden, die sie mit Unterschieden und Verbindungen leben

lassen. Diese kommunikativen Suchbewegungen unterscheiden sich – so möchte ich behaupten – nicht grundsätzlich von Kommunikationsstrukturen mehr oder weniger homogamer⁴ Paare.

Mit diesen Überlegungen möchte ich die sogenannte „Zwischenheirat“ (*intermarriage*) nicht als latent pathologisches Sonderproblem verstanden, sondern die „Zwischenheiratsforschung“ in eine Diskussion um das Phänomen der ‚modernen Ehe‘ integriert wissen.

Die ‚moderne Ehe‘ als Problem der „Zwischenheiratsforschung“

Die Ehe als Lebensstil und als Konzept ist eine bestimmte Form von Beziehung, in der sich individuelle Definitionen mit kulturellen und gesellschaftlichen verweben. Zur Bezeichnung von „gemischt-kulturellen Paaren“ stehen sowohl in der Alltagssprache als auch in den Sozialwissenschaften eine ganze Reihe von Begriffen zur Verfügung. Dabei haftet allen Begriffen etwas Unge- naues, Unspezifisches an, das die Paarkonstellation zum einen in bestimmte, zu eng gefasste Kategorien festzuschreiben sucht und/oder negativ konnotiert. Der Begriff *Mischehe* bezeichnete ursprünglich nicht erwünschte protestantisch-katholische Ehen und wurde dann von den Nationalsozialisten zur Bezeichnung der „Rassenmischung“ besonders in Ehen zwischen „Ariern“ und „Juden“ vereinnahmt, wodurch sich seine negative Konnotation heute erklärt. Heute bezeichnet der Begriff *Mischehe* Ehen zwischen Personen unterschiedlicher Kultur, Religion, Nation, Ethnie, was im anglosächsischen Sprachgebrauch mit dem Präfix „inter“ oder „bi“ benannt wird: *intermarriage*, *interethnic/interracial marriage*. Die deutsche Übersetzung „Zwischenheirat“ hat sich nicht durchgesetzt. Man experimentiert mit Begriffen wie *binationale*, *interkulturelle*, *bikulturelle* oder *interethnische Ehe*. Mit der Kritik an essentialisierenden Kulturkonzepten taucht in neuerer Zeit auch der Begriff der „transkulturellen Paarbeziehung“ (Schlehe 2001) auf, was in etwa dem angelsächsischen Begriff der *cross-cultural marriage* (Breger/Hill 1998) entspricht.

Ausgehend von der Überlegung, dass jede Heirat aufgrund von Exogamie- regeln und der Tatsache, dass sie zwischen Männern und Frauen stattfindet, als Zwischenheirat (*intermarriage*) gesehen werden kann, wurde der Begriff lange nur für regelverletzende, unerwünschte Verbotsehen verwendet, wobei störende Kategorien an der Hautfarbe, der Religion, der politischen Ideologie, der sozialen Herkunft, dem Bildungsgrad, der Nationalität, der Altersgruppe oder der Herkunftskultur festgemacht werden können. (Zu den Begriffsge- schichten siehe auch Kienecker 1993: 10ff., Waldis 1998: 43ff., Thode-Arora 1999: 24ff.).

4 Homogamie ist die Bezeichnung für das Heiratsverhalten innerhalb einer definierten Personenkategorie. Heterogamie ist das Heiratsverhalten außerhalb einer definierten Personenkategorie. Endogamie sind die Heiratsregeln, innerhalb einer definierten Personenkategorie zu heiraten, Exogamie sind die Regeln, die Heirat außerhalb einer definierten Personenkategorie vorschreibt. (Zu den Begriffsdefinitionen siehe auch Thode-Arora 1999: 16ff.)

Im jeweils gelebten Alltag sind die Abgrenzungen zwischen den Ehe-Formen und Definitionen fließend und veränderbar; was als störend und unpassend definiert wird, hängt sowohl von den gesellschaftlich-politischen als auch den persönlichen Befindlichkeiten ab und wird immer wieder von neuem angepasst und neu-definiert.

Bevor ich die wesentlichen Forschungskomplexe der Zwischenheiratsforschung kurz referiere, ist mir daran gelegen, diese Debatte im Kontext einer Soziologie der Moderne zu verorten. Ich gehe davon aus, dass in gemischt-kulturellen Ehen grundsätzliche moderne Ehe-Themen und Konfliktlinien pointiert und wie unter einem Brennglas betrachtet hervortreten. Paarkonstellationen über Nationalitätsgrenzen hinweg, über ethnische, kulturelle, religiöse Schranken hinweg, experimentieren möglicherweise mehr als gewöhnliche homogame Ehen mit „Lebensformen im Versuch-und-Irrtum-Verfahren“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 90).

Die Ehe in der Moderne wird von Soziologen gerne als ein dramatischer Vorgang beschrieben, bei dem zwei Fremde aufeinandertreffen und als „intimate strangers“ (Rubin 1983), als vertraute Fremde sich neu definieren, ja im andauernden Prozess ihre gemeinsame Welt entwerfen und schaffen müssen (Berger/Kellner 1965: 223). Konnte die Tragik der Ehe einst darin bestehen, dass nicht zueinander durfte, was zueinander wollte, so müssen heute die Individuen gegebenenfalls für die falsche Wahl selbst einstehen. Folgte die Ehe früher den Regeln familiärer, pragmatischer Heiratspolitiken, so konkurriert sie im Zuge der Modernisierung und den damit einhergehenden Prozessen der Enttraditionalisierung und Individualisierung mit den Idealen der romantischen Liebe. Die bitteren Folgen, die damals dem Schicksal, den Eltern oder Gott zuzumessen waren, sind nun selbst zu verantworten. Und die Frage heißt dann:

„Wie kann jeder dem anderen helfen bei jenem Prozess der Selbstfindung, der zur modernen Definition der Liebe gehört und der immer unweigerlich auch eine Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit bringt. [...] Das Prinzip der freien Partnerwahl bedeutet, dass man sich nicht nur verbinden darf mit einem anderen Partner anderer Herkunft, sondern dass man sich auch einlassen muss auf die lebensgeschichtlich verankerten Ängste und Hoffnungen, Wahrnehmungsraster und Werthorizonte eines fremden Kulturkreises“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 112).

Eine frei gewählte gemischt-kulturelle Ehe mag dem Ideal der romantischen Liebe entsprechen: Sie ist individualistisch, setzt sich kühn über Kontrollen und Zwänge hinweg und muss als Kehrseite das Risikopotential, die neuen, damit einhergehenden Irritationen und Konflikte selbst tragen und aushandeln.

„In der Zeit der ersten Verliebtheit herrscht ein überschwänglicher Optimismus, ein Gefühl seliger Grenzenlosigkeit und [...] ein gewisser Stolz auf den eigenen Nonkonformismus. [...]

Nach der Erfahrung innerer und äußerer Belastungen folgt dann häufig die Phase des Rückzugs und der neuerlichen Identifikation mit der eigenen Herkunft [...]. Man erlebt, wie tief das eigene Wertsystem verankert ist, ja man erlebt es in mancher Hinsicht zum ersten Mal. [...]

Wenn es gut geht, bleibt über die Jahre hinweg etwas erhalten von der anfänglichen Kühnheit, vom Optimistisch-Experimentellen, dann sind bi-kulturelle Ehen besonders lebendig und interessant. Wenn sich die Probleme der interkulturellen Kommunikation in der Familie integrieren lassen, kann das Solidarität fördern und einen weiten Familienhorizont schaffen“ (Elschenbroich 1988: 366ff.).

Während derart klassische bi-kulturelle Ehen (siehe beispielsweise Scheibler 1992) als Extrembeispiel moderner Ehen mit dem Doppelgesicht von Freisetzungsprozessen (Beck-Gernsheim 1990) beschreibbar sind, folgen die hier untersuchten Migrationsehen etwas anderen Verhandlungsrhythmen. Die Heiratsmigration beruht zwar auch auf Individualisierungsmotiven (sowohl seitens der philippinischen Frauen, als auch auf der Seite der deutschen Männer), sie folgt aber weniger dem hingebungsvollen Ideal der romantischen Liebe, sondern durchaus pragmatischen Arrangements und Motiven. Die philippinische Heiratsmigration lässt sich in aller Regel nicht als freischwebende Gefühlsentscheidung beschreiben, sondern sie ist – wie in Kapitel 3 und 4 bereits ausgeführt – sehr wohl und sehr explizit an pragmatische und wohlkalkulierte Anforderungen und Erwartungen auch der Familien gebunden.

Allenfalls ließe sich eine gute Portion Trotz als motivierendes Gefühl herausfiltern und benennen. Denn in aller Regel blickten beide zur gemischt-kulturellen Heirat entschlossenen Partner auf fehlgeschlagene Versuche einer dauerhaften Verbindung in der Gesellschaft ihrer Herkunft zurück. So mag die Entschlossenheit auf einem trotzigen Aufbegehren beruhen angesichts der Konventionen und des Ballastes des Scheiterns, ein Trotz *gegen* „den hausgemachten Scherbenhaufen“ (Brunold 1999: 108) und *für* andere Wege.

Viele deutsche, mit philippinischen Frauen verheiratete, Männer, mit denen ich im Laufe meiner Forschung ins Gespräch gekommen war, schienen auf der Suche nach der idealen romantischen Liebe verunsichert, gestrandet und oft schon einmal gescheitert zu sein. Die moderne Lebensform Ehe mit all ihren inhärenten Widersprüchen (zwischen den Anforderungen des Arbeitsmarktes und den Anforderungen der Partnerschaft, zwischen Zwängen und Freiheiten) hatte sie ebenfalls in eine Heimatlosigkeit geschickt, in eine Art innere Heimatlosigkeit.⁵

5 In der Literatur finden sich Kategorisierungen für den „typischen“ deutschen Ehemann südostasiatischer Heiratsmigrantinnen (agrisa 1990, Heine-Wiedemann/ Ackermann 1992, Ruenkaew 1999):

1. Der *Enttäuschte* sucht nach einer gescheiterten Beziehung mit einer deutschen Frau Beziehungen mit Frauen anderer Nationalitäten. Als Gründe für das Scheitern der Ehe werden die Überlastungen der Arbeit des Mannes (selbst an Wochenenden und Feiertagen) angegeben. Nach einer langen Zeit als ‚Single‘ versucht er es im Alter noch einmal mit einer Ehe.
2. Der *alternde Jungeselle* entscheidet sich im fortgeschrittenen Alter nach eheloser bzw. beziehungsloser Zeit für die Ehe mit einer Asiatin. Gründe für sein Alleinsein mögen an seiner grundsätzlichen Schüchternheit liegen oder daran, dass er in einer geographisch isolierten Gegend seinen Unterhalt verdient.

Aus der Perspektive vieler männlicher Gesprächspartner waren es ihre deutschen Ex-Ehefrauen, die sich mit Emanzipationsbegehren aufmachten, um sich zwischen den widersprüchlichen Anforderungen von Familienarbeit, beruflicher Selbstverwirklichung und sexueller Befreiung eine neue soziale Identität zu suchen.

Hatten die (deutschen) Frauen früher im Enttäuschungsfall eher resigniert und ihre Hoffnungen nach einer erfüllten Partnerschaft aufgegeben, halten sie heute an den Hoffnungen fest und geben die Ehe auf (Beck-Gernsheim 1990: 86). Spätestens an diesem Punkt wird deutlich, dass die Erwartungen und Hoffnungen, die Männer und Frauen mit dem Stichwort Liebe verbinden, an wichtigen Punkten *nicht* übereinstimmen und die geschiedenen Männer die Widersprüche ganz anders erleben.⁶ Und so fragt das Soziologenpaar Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim:

„Wer soll jetzt noch die entsprechende Beziehungsarbeit leisten? Viele Frauen sind der endlosen Anstrengungen müde, viele Männer sind darin noch ungeübt, und beide Geschlechter sind überfordert, wenn nach dem Konkurrenzdruck im Beruf am Abend noch ein Berg von Gefühlsarbeit wartet. [...] Männer wie Frauen sind gefangen zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen, konfrontiert mit wechselnden Zumutungen je nach Gruppen und Lebensbereichen, nicht zuletzt mit gegensätzlichen Erwartungen im eigenen Innern: Das Stadium zwischen „Nicht mehr“ und „Noch nicht“ ist eine widersprüchliche Mischung. Die Folgen werden auf vielen Ebenen spürbar, für Frauen wie Männer“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 87).

In einer seit Ende des 20. Jahrhunderts beginnenden Soziologie intimer Beziehungen (Burkhart 1998) wird nun nach der feministischen Entzauberung der romantischen Liebe als Macht- und Herrschaftsverhältnis (z.B. Benjamin 1993, Millett 1982, Ketelhut 1993) formuliert, wie sich Männer bezüglich Liebes- und Lebenspolitiken in Defizitkategorien erleben. Die passiv erlittene Emanzipation verunsichere den Mann, er fürchte sich vor der Freiheit und habe dennoch Angst vor Nähe (Meuser 1998: 223). Gleichzeitig brauche er fast suchtartig den Halt über die gefühlsgegenwärtige Frau „als Bollwerk gegen das Nichts“ (Wieck 1990: 72). Für viele Männer vollzieht sich die Emanzipation eher passiv, lautlos – und möglicherweise erst über den Umweg einer Ehe

-
3. Der *körperlich Unattraktive* entspricht vielleicht am ehesten dem Stereotyp des Sex-Touristen. Seine Erscheinung stigmatisiert ihn in Deutschland, umso dankbarer greift er die Urlaubsbeziehung auf.
 4. Der *an anderen Kulturen Interessierte*.
 6. „Das entscheidend Neue ist hier vielmehr die Individualisierung des *weiblichen* Lebenslaufs, die Herauslösung auch der Frau aus der Einbindung in die Familie, die erst Ende des 19. Jahrhunderts langsam begann und seit den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts umso schneller sich fortsetzte. [...] Jetzt aber [...] beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Frau – und ebenso in der Geschichte von Mann *und* Frau. Erst jetzt kommt zustande, dass im Augenblick der Liebe zwei Menschen aufeinander treffen, die *beide* den Möglichkeiten und Zwängen einer selbstentworfenen Biographie unterstehen“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 85).

mit einer „traditionsverwurzelten und femininen Filipina“, die an ganz anderen bequem gewordenen Selbstverständlichkeiten zu rütteln vermag.

Das Experiment einer interkulturellen Ehe, auf das sich immer mehr Männer und Frauen einlassen⁷, kann auch⁸ als Versuch gelesen werden, sich aus dieser paradoxen Zwischenphase des „Nicht mehr“ (den traditionellen Leitbildern folgend) und „Noch nicht“ (bei einer gleichberechtigten Partnerschaft angekommen) einen Weg zu bahnen. Bei den einen mag das Pendel in alt bekannte Verbindlichkeiten zurückschlagen, bei den anderen mag so etwas wie die „Demokratisierung des persönlichen Lebens“ (Giddens 1993: 209)⁹ ein Stück weiter verwirklicht werden.

*

7 Zu statistischen Zahlen und Analysen bis 1997 siehe Kriechhammer-Yagmur u.a. 1999: 22ff., Breger 1998: Seit 1945 haben weit mehr als eine Million Deutsche in der Bundesrepublik Deutschland nichtdeutsche PartnerInnen geheiratet. Die Statistik erfasst bi-nationale Eheschließungen allerdings erst seit den frühen sechziger Jahren. Während beispielsweise 1955 15.074 deutsche Frauen nicht-deutsche Männer (vor allem Angehörige von in der BRD stationierten Streitkräften) und nur 2.708 deutsche Männer nicht-deutsche Frauen heirateten, hat sich das Verhältnis bis in die 1990er Jahre signifikant verschoben. Bereits 1995 war jede sechste Eheschließung in Deutschland bi-national, wobei erstmalig mehr deutsche Männer ausländische Partnerinnen heirateten als deutsche Frauen ausländische Männer. 1997 waren 17,5 % der Eheschließungen bi-national. Der Trend seit den 1990er Jahren, dass immer mehr deutsche Männer ausländische Frauen heiraten, setzte sich deutlich fort: bei 7,4% aller Ehen, die in Deutschland vor das Standesamt traten, war die Partnerin Ausländerin. Leider gibt es keine Statistik darüber, wie viele bi-nationale Ehen mit deutscher Beteiligung außerhalb des Bundesgebietes geschlossen wurden. Viele Paare heiraten entweder im Heimatland des ausländischen Partners/der nichtdeutschen Partnerin oder in einem Drittland (bislang vorzugsweise in Dänemark), wenn die Beschaffung all der geforderten Dokumente (Kriechhammer u.a. 1999: 87ff.) für die Eheschließung zu große Hürden stellt.

8 Neben den demographischen und ökonomischen Elementen.

9 Giddens definiert in seinem Buch über den „Wandel der Intimität“ Intimität in Begriffen von Rechten und Pflichten: „Intimität sollte nicht als interaktive Beschreibung verstanden werden, sondern als ein Bündel von Vorrechten und Verantwortlichkeiten, die die Inhalte des praktischen Handelns definieren“ (Giddens 1993: 206). Die intime Beziehung von Mann und Frau wird zum Schauplatz von Lebenspolitik. Lebenspolitik besteht für Giddens nicht zuletzt in einer Remoralisierung des Lebensstils (Giddens 1993: 213). Die private Beziehung solle den Ansprüchen einer politischen Öffentlichkeit genügen. Giddens treibt dies so konsequent und so weit voran, dass er eine weitgehende Symmetrie zwischen Demokratisierung des persönlichen Lebens und der Demokratisierung der globalen politischen Ordnung behauptet (Giddens 1993: 211f.). Damit wird Liebe in den Kontext politischen Handelns eingebunden und eine neue Liebessemantik kreiert. Liebe wird wieder entprivatisiert und zu einem geschlechtspolitischen Akt.

Generell muss konstatiert werden, dass Ehe und Partnerwahl in der Familiensoziologie vor allem als eine Frage des „kalkulierten Nutzens“ behandelt werden.¹⁰ Diese, den Rational-Choice-Ansätzen¹¹ verpflichtete Haltung, lässt sich auch für die sogenannte Zwischenheiratsforschung feststellen.

Sozialwissenschaftliche Forschungen zu *intermarriages* nahmen in den 1930er Jahren ihren Anfang in den USA, wobei sich im Laufe der Zeit Forschungstraditionen mit verschiedenen Schwerpunkten in Ländern wie England, Frankreich und Deutschland entwickelten (vgl. auch Waldis 1998: 41ff. und generell die umfangreiche Arbeit von Thode-Arora 1999 mit detaillierten Literaturrezeptionen). Dabei wird in Deutschland die Diskussion um gemischt-kulturelle Heiraten stark von organisierten und betroffenen Frauen angeführt,¹² eine vielperspektivische, interdisziplinäre, theorieorientierte akademische Diskussion etabliert sich jedoch erstaunlich zögerlich (vgl. auch Thode-Arora 1999: 429f.).

Zunächst lassen sich in der Forschung zu *intermarriages* zwei grundlegende Paradigmen unterscheiden: solche, die bei diesen Verbindungen die Probleme, die Konflikte, den Mangel und das Fehlen von gebräuchlichen Gemeinsamkeiten hervorheben („stunting approach“) und jene, die die positiven Seiten akzentuieren, indem die interkulturellen Grenzüberschreitungen als Erprobung von Neuem und Erweiterung von eng gewordenen, monolithischen Strukturen in den Blick genommen werden („liberating approach“) (vgl. Ca-

10 Vgl. Burkhart 1998. Auch andere Themen wie Emotionen, Körperlichkeit und Ritualisierungen, die variabelentechnisch schwer erfassbar und nicht leicht zu operationalisieren sind, wurden von der Familienforschung weitgehend ausgespart, die neuere Körpersoziologie in der Familienforschung kaum rezipiert.

11 Partnerwahltheorien lassen sich zunächst in *Homogamie*-, und *Heterogamiekonzepte* einteilen. *Homogame* Partnerwahl erfolgt dann nach dem Motto: „Gleich zu gleich gesellt sich gern“, die *heterogame* Partnerwahl: „Gegensätze ziehen sich an“, wobei komplementäre Bedürfnisse eine Rolle spielen können. Mit der Differenzierung des Heterogamiekonzeptes entstanden Theorien, die sich speziell mit extrem abweichenden Ehen (also *intermarriages*) beschäftigten. Die spezielle Variante der Devianztheorie sieht in interethnischen Ehen vor allem eine Abweichung der Heiratsnorm und geht davon aus, dass das nonkonformistische Heiratsverhalten mit anderem abweichenden Verhalten korreliert, dass also gesellschaftliche Marginalität für *intermarriages* prädestiniert. Die *Summationstheorie* geht davon aus, dass Ehepartner Unterschiede hinsichtlich des einen Merkmals durch Ähnlichkeiten in anderen Merkmalen ausgleichen. Als wichtiges Paradigma entwickelte sich das Konzept vom *kompensatorischen Austausch* (Davis 1941 und Merton 1941), wobei dieser Ehe-Austausch aus der Perspektive der Frau (sozial) nach oben (*hypergam*) oder *hypogam* (sozial nach unten), regelkonform (*agathogam*) oder regelabweichend (*kakogam*) geschieht. Überblick und Diskussion der *Intermarriage*-Partnerwahl-Literatur u.a. bei Tseng u.a. 1977, Kurian 1979, Cottrell 1990, und vor allem in Thode-Arora 1999: 94ff.

12 Genannt sei vor allem die IAF (Interessengemeinschaft der mit ausländischen Männern verheirateten Frauen/Verband binationaler Familien e.V.), eine seit 1972 gegründete Interessensgemeinschaft, die sowohl in der Partnerschaftsberatung, als auch als politische Lobby tätig wird.

hill 1990: 3f.). Entsprechend überträgt Sung diese Unterscheidung in konkrete Zuschreibungen: „Either they are rebels, neurotics, self-haters, social climbers, or they are vanguards, trend setters, innovators, adventures, the courageous“ (1990: 21).

Heike Thode-Arora (1999, 2000) ordnet die wissenschaftliche Beschäftigung mit Zwischenheiraten nach drei großen Forschungskomplexen und zwar:

1. Partnerwahl
2. Eheleiche Dyade
3. Beziehung des Paares zu seiner sozialen Umwelt

Ausgehend von der Überlegung, dass die Partnerwahl wie ein Marktsystem mit Angebot und Nachfrage und dem Streben nach Profitmaximierung funktioniere, ist die Theorie des komplementären Austauschs nach Davis (1941) und Merton (1941) die bekannteste. Es war Merton (1941), der die *intermarriage* mit dem reziproken kompensatorischen Tausch in Verbindung brachte. Dabei verband er ökonomische Überlegungen mit sozialer Klassenzugehörigkeit. Das bekannte und immer wieder zitierte Beispiel war das des afro-amerikanischen Mannes mit hohem sozio-ökonomischen Status, der die anglo-amerikanische Frau mit niedrigem sozio-ökonomischen Status heiratet: Die Frau gewinne den „Klassen“-Status ihres Mannes, der Mann den „Rassen“-Status seiner Frau (nach Thode-Arora 2000: 70). Für den Austausch von ‚Gütern‘ auf dem Heiratsmarkt scheint sich seitdem die These zu halten, dass Männer die ökonomischen Ressourcen und Frauen soziale und persönliche Qualitäten anzubieten haben.¹³ Auch wenn grundsätzliche Kritiken berechtigter Weise auf die *WASP-Zentriertheit* (White, Anglo-Saxon, Protestant) und Begrenztheit eines solchen Modells verweisen (vgl. Spickard 1989, Breger/Hill 1998: 16), so erlaubt die Tauschtheorie trotz alledem, den dynamischen Aspekt des Verhandelns in die Analyse von Paarbeziehungen aufzunehmen.

Untersuchungen über die eheliche Dyade konzentrierten sich auf die Frage der ehelichen Anpassung und Ehe-Stabilität.¹⁴ Gefragt wurde und wird, welche Rollenvorteile, jedoch sehr viel häufiger, welche Konflikte in interethnischen

13 Nach dem Motto: eine „schöne“ Frau heiratet einen „reichen“ Mann. Schlüssig nachvollziehbar wird jedoch nicht, warum ein Mann mit hohem sozialen Status jemanden mit niedrigem Status heiraten will, zumal das Paar Gefahr läuft, nicht akzeptiert zu werden. Und schließlich, welches Schönheitskonzept liegt zugrunde? Heiraten weiße amerikanische Männer um der Schönheit willen und andere, um ihre soziale Positionen aufzubessern?

14 Dabei wird die erste Ehephase sowohl als besonders schwierige als auch als besonders intensive beschrieben. Ein „Romeo-und-Julia-Effekt“ (Driscoll et al. 1972, zit. nach Thode-Arora 2000: 71), ausgelöst durch Druck und Sanktionen von außen, fördere die Paarbindung und damit die wichtige erste Phase der ehelichen Anpassung.

Verbindungen thematisiert werden. Dabei sollten sich – entsprechend dem Marktmodell – Gewinne und Verluste ungefähr ausgleichen.

Viele in diesem Forschungskomplex erfassten Konfliktfelder lassen sich Thode-Arora zu Folge theoretisch erfassen, indem man die in der Ethnologie entwickelten Konzepte eines *konsanguinalen* und eines *konjugalen* Familienmodells zugrundelege. In ausführlicher Literaturrecherche weist sie nach, wie diese verschiedenen Familienmodelle als kulturelle Matrix für alltägliche Diskrepanzen von der Kindererziehung bis zum Umgang mit Gästen, Festen und Geld herangezogen werden können (Thode-Arora 1999: 278ff.).

„In societies organized upon the *conjugal* basis we can picture the authentic functional family as consisting of a nucleus of spouses and their offspring surrounded by a fringe or relatives. In those organized on the *consanguine* basis we can picture the authentic family as a nucleus of blood relatives surrounded by a fringe of spouses. Under the first system it is the fringes of relatives which interlock and connect family with family. Under the second it is the marriages which, by their interlocking, link family to family. Under the first system the blood relatives of the spouses are of only incidental importance to the functioning of the family unit. Under the second, the spouses are of only incidental importance” (Linton 1936: 159, zit. nach Thode-Arora 1999: 279).

Alle Gesellschaften würden zwar beide sozialen Formationen kennen und leben, jedoch mit unterschiedlicher Betonung. Das *konsanguinale* Familienmodell mit der Betonung von Blutsverwandten, um die sich hinzugekommene Ehepartner gruppieren, korreliert dann tendenziell mit dem Konzept der erweiterten Familie als Haushaltseinheit und Kollektivität als Ideal. Wohingegen das *konjugale* Familienmodell, welches mehr die Wichtigkeit der Ehepartner betont, um welche sich die Blutsverwandten gruppieren, eher mit der Kernfamilie als Haushaltseinheit und Individualität als Ideal korreliert.

Im dritten großen Forschungskomplex – der Beziehung des Paares zu seiner sozialen Umwelt – kommen vor allem gesellschaftliche und/oder institutionell verankerte Verhinderungsmechanismen gegen solche Eheschließungen zur Sprache. Da bi-kulturelle Heiraten selbstverständlich gewordene Grenzziehungen zwischen Selbst und Anderen in Frage stellen, werden sie nicht selten mit Argwohn behandelt. Dabei lässt sich die Zuschreibung als dazugehörig oder nicht-dazugehörig immer nur sowohl relational als auch situativ definieren. Mit anderen Worten ein *Insider* kann nur bezüglich und gegen einen *Outsider* definiert werden, und dies ist notwendigerweise an sich verändernde politische und sozio-ökonomische Kontexte dieser Gruppen gebunden. Die „andere Kultur“ wird so zu einem symbolischen Zeichen von Grenze und Differenz. Die Definitionen, was „Andere“ ausmacht, sind jedoch veränderbar und relational. Welcher Region, Nation, Generation, Klasse und welchem Geschlecht fühlen sich diejenigen zugehörig, die definieren? Werden persönliche oder kollektive Definitionen verwendet? Werden die Zugehörigkeiten über ökonomische, sozio-politische oder religiöse Kontexte definiert? Nicht alle „Anderen“ erscheinen zu allen Zeiten gleich fremd; einige scheinen vertrauter zu sein, ihre Gegenwart wird mehr toleriert, gar bewundert, als andere, was zu

so etwas wie einer Hierarchie der akzeptierten Fremdheit führt (Breger/Hill 1998: 8).

Je nach Beziehungsphase und sozio-ökonomischen Umfeld bi-nationaler Paare werden also wirtschaftliche, rechtliche und religiöse Bedeutungen von national-staatlichen Begrenzungen und Einflussnahmen abgeschwächt oder verstärkt. Ganz konkret heißt das, dass Deutschland eine ganze Reihe von Einschränkungen für den Zugang zum nationalen Territorium (besonders für nicht gewünschte Ausländer) kennt. Einem deutsch-philippinischem Paar, das in Deutschland leben möchte, werden sehr enge Grenzen der Aufenthalts-, Arbeits- und Einbürgerungsbewilligungen gesetzt, die allenfalls durch eine Heirat durchlässiger und gelockerter werden. So entsteht die paradoxe Situation, dass die deutsche Gesetzgebung bi-nationale Verheiratungen gerade wegen der eng gesetzten Grenzen befördert.

Zahlen, Fakten und legale Aspekte als nationalstaatliche Grenzen

Man geht davon aus, dass einschließlich der Illegalen, Nicht-Registrierten zwischen ungefähr 50.000 und 80.000 Filipinas und Filipinos in Deutschland leben.¹⁵ Registriert sind jedoch nur um die 26.000. (1998 waren insgesamt 25.273 Staatsangehörige der Philippinen registriert. Davon 20.043 Frauen und 5.230 Männer. Entsprechend einer Aufgliederung nach Bundesländern besonders in Nordrhein-Westfalen, Hessen, Baden-Württemberg und Bayern)¹⁶. Entsprechend den Auskünften der philippinischen Botschaft (in Bonn, 1997) galt die Zahl von ungefähr 1.000 (plus) Heiratswilligen pro Jahr. Während

15 Über die tatsächliche Zahl der in Deutschland lebenden Filipinas und Filipinos gibt es verschiedene Schätzungen: Samonte (1992) geht davon aus, dass das Verhältnis von Legalen zu Illegalen eins zu drei ist und nennt die Zahl von 60.000. Lange (1993: 15) zitiert Schätzungen von 70.000, wobei eine große Anzahl in und um Frankfurt vermutet wird. Solche Schätzungen werden als durchaus realistisch angenommen – nachdem nun auch das Problem der aufenthaltsrechtlichen Illegalität als „ökonomische Systemlücke“ (Bade 2001) in der deutschen Migrationsforschung Eingang gefunden hat. Zu dem neu erwachten Forschungsinteresse des informellen Arbeitsmarktes in Deutschland u.a. Eichenhofer 1999, unter geschlechtsspezifischer Perspektive Lutz 2001, Ökumenische Asiengruppe 2000.

16 Nach Unterlagen des Statistischen Bundesamtes Wiesbaden 1998. Eine geschlechtsspezifische Differenzierung der Eheschließungen nach der Staatsangehörigkeit der Ehepartner liest sich dann folgendermaßen: Deutscher Mann mit philippinischer Frau: Ungefähr 100 registrierte Eheschließungen pro Jahr seit Mitte der 1970er Jahre, seit den 1980er Jahren signifikantes und kontinuierliches Ansteigen von 1.000 (plus) Eheschließungen pro Jahr bis Mitte der 1990er Jahre. Dann Tendenz fallend – bis ca. 700 pro Jahr (stattdessen ein Ansteigen der Eheschließungen mit Frauen aus Ost-Europa, vgl. Breger 1998: 133f.). Deutsche Frau mit philippinischem Mann: Seit den 1970er Jahren mehr oder weniger gleichbleibend 30 (plus) Eheschließungen pro Jahr. Nicht in Deutschland vollzogene Eheschließungen, ebenso wie Einbürgerungen sind diesen Unterlagen nicht zu entnehmen.

heute die Tendenz eher fallend ist, lag die Zahl in den 1990er Jahren mehr bei 1.500. Rein rechnerisch und aufgrund der restriktiven Aufenthaltsbedingungen heißt das, dass ein legaler Aufenthalt in Deutschland für Staatsangehörige der Philippinen hauptsächlich über eine bi-nationale Ehe bewerkstelligt wird. Da 1989 eine Visumspflicht für Filipinos und Filipinas eingeführt wurde und ein Touristenvisum nur für 3 Monate gilt, muss der über die Heirat legalisierte Aufenthalt in dieser Zeit organisiert werden. „*Hindi maaring sunggab agad* – Man kann doch nicht sofort jemanden schnappen“ war der nüchterne Kommentar einer philippinischen Gesprächspartnerin. Und das auf den Philippinen übliche Ritual der Werbung müsse man auch vergessen.¹⁷

Ein kurzer Blick auf die wichtigsten Regelungen¹⁷ verdeutlicht, dass die aufwendigen bürokratischen Verordnungen einschließlich allseits beklagter Verzögerungstaktiken einen guten emotionalen Start in eine Ehe nicht gerade begünstigen:

- Die Heiraterlaubnis erhält ein Paar erst, wenn es alle erforderlichen Dokumente (beglaubigt, übersetzt und nicht älter als 6 Monate) beibringt: Einreiseerlaubnis, Ehefähigkeitszeugnis¹⁸, polizeiliches Führungszeugnis, Geburts- und Abstammungsurkunde, Melde- und Aufenthaltsbestätigung. In deutsch-philippinischen Gesprächen wurde dies schon als äußerst nervenaufreibende und krisenbehaftete Hürde thematisiert: Das Warten auf die Dokumente, die in irgendwelchen bürokratischen Dschungeln zwischen Philippinen und Deutschland hängen geblieben sind (oder erst noch erstellt werden müssen), die Verzögerungen bei den Übersetzungen und die vielfältigen Umwege, bis die zusammengetragenen Papiere von den Behörden schließlich als äquivalente Dokumente akzeptiert werden. Dabei können Monate verstreichen, in denen die bewilligten Einrei-

17 Neben den eherechtlichen Bestimmungen sind für bi-nationale Paare vor allem die Zugangsmöglichkeiten zum nationalen Gebiet, die dazugehörigen Gesetzgebungen, der Erwerb der Staatsbürgerschaft und die Erbgesetze von zentraler Bedeutung. Der Aufenthalt wird durch die Paragraphen des Ausländergesetzes (AuslG) geregelt, für die Eheschließung in der Bundesrepublik maßgebend sind das Familienrecht im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB), das Personenstandsgesetz (PStG) und für „Familien mit Auslandsberührung“ zusätzlich das Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch (EGBGB) (vgl. Breger 1998: 138ff. und Kriechhammer-Yagmur 1999).

18 Im Ehefähigkeitszeugnis muss bescheinigt sein, dass der Eheschließung nach dem Recht der Staaten der Ehepartner kein Ehehindernis entgegensteht (§ 1309 Abs. 1 BGB). Grundsätzlich muss das Ehefähigkeitszeugnis von der inneren Behörde eines Landes ausgestellt sein. Mit anderen Worten geht es beim Ehefähigkeitszeugnis hauptsächlich um eine Ledigkeitsbescheinigung, d.h. auch eine Scheidung muss im Heimatland der ausländischen Verlobten anerkannt werden. Erst nach der Anerkennung besteht kein Ehehindernis mehr für eine erneute Eheschließung. Da auf den Philippinen eine kirchlich getraute Ehe unauflöslich ist, ist das Beibringen des Ehefähigkeitszeugnisses bisweilen mit Hürden verbunden.

sevisa ablaufen, der nicht-deutsche Partner das Land wieder verlassen und der ganze Prozess wieder von vorne beginnen muss.

- Da der deutsche Staat nur Heiraten mit dem Ziel einer *ehelichen Lebensgemeinschaft* als legitime Heiraten akzeptiert, setzen sich arrangierte Ehen vorschnell dem Verdacht und Vorwurf der „Schein-ehe“ aus. Sie stehen daher unter besonderer Aufsicht des Staates, was argwöhnische und langwierige Prüfungsprozeduren zur Folge haben kann (vgl. z.B. Spohn 1999).¹⁹
- Nach der Verheiratung gilt zunächst eine dreijährige Aufenthaltsgenehmigung, die erst nach Ablauf dieser Frist in eine permanente Aufenthaltsgenehmigung entfristet werden kann, solange das Paar zusammenbleibt und in Deutschland lebt. (Bei längeren – mehrjährigen – Aufenthalten außerhalb Deutschlands beginnt man immer wieder von vorne.) Nach fünf Ehe-Jahren kann sich der nicht-deutsche Partner um die deutsche Staatsbürgerschaft bewerben, was aber derzeit noch aufgrund der nicht anerkannten Mehrstaatigkeit die Ausbürgerung aus der Herkunftsnation erfordert.
- Im Falle von Trennung, Scheidung oder Tod des deutschen Ehepartners vor der Drei-Jahres-Frist ist die Aufenthaltserlaubnis des nicht-deutschen Partners nur unter bestimmten Bedingungen möglich; hat das Paar vor dem Ende der Ehe außerhalb Deutschlands gelebt, erhält der nicht-deutsche Partner nicht selbstverständlich das Recht, nach Deutschland zurückzukehren.
- Ehegatten von deutschen Staats-Bürgern erhalten automatisch eine Arbeitsgenehmigung, solange sie eine Aufenthaltsgenehmigung vorweisen können.

19 Bereits im Beratungsgespräch prüfen Standesbeamte, ob mit der Eheschließung chefremde Zwecke verfolgt werden. Da keine eindeutigen Definition dieser Zwecke in den Gesetzestexten zu finden ist, bleibt den Beamten ein Ermessensspielraum, im letztendlichen Begründen einer ehelichen Lebensgemeinschaft. In § 1310 Abs. 1 BGB heißt es: „Der Standesbeamte darf seine Mitwirkung an der Eheschließung nicht verweigern, wenn die Voraussetzungen der Eheschließung vorliegen; er muss seine Mitwirkung verweigern, wenn offenkundig ist, dass die Ehe nach § 1314 Abs. 2 BGB aufhebbar wäre.“ Die Beurteilung ist von den jeweiligen Standesbeamten vorzunehmen. § 5 Abs. 4 des Personenstandsgesetz lautet wie folgt: „Bestehen konkrete Anhaltspunkte dafür, dass die zu schließende Ehe nach § 1314 Abs. 2 Ziff.5 des Bürgerlichen Gesetzbuchs aufhebbar wäre, so kann der Standesbeamte die Verlobten in dem hierzu erforderlichen Umfang einzeln oder gemeinsam befragen und ihnen die Beibringung geeigneter Nachweise aufgeben; nötigenfalls kann er auch eine eidesstattliche Versicherung über Tatsachen verlangen, die für das Vorliegen oder Nichtvorliegen von Aufhebungsgründen von Bedeutung sind.“

Ankommen:

Träume und Imaginationen, Kulturschock und Missverständnisse

„My hopes then rested on the ‘couple’, which still seems to me the most solid happiness of man and perhaps the only real answer to solitude. But I discovered that the couple is not an isolated entity, a forgotten oasis of light in the middle of the world; on the contrary, the whole world is within the couple. For my unfortunate protagonists, the world was that of colonization.”²⁰
(Albert Memmi: Strangers)

„An einem malerischen Strand auf einer Südseeinsel der Philippinen – von weit her angereiste Touristen nennen diesen Ort gerne „like paradise“ – beobachte ich jeden Morgen zum Sonnenaufgang und jeden Abend zum Sonnenuntergang einen blonden durchtrainierten Spaziergänger. Insgeheim nenne ich ihn bereits den ‚Indianer‘, denn von seinem linken muskulösen Oberarm, wegen der von ihm bevorzugten Boxershirts auch immer sichtbar, leuchtet ein kunstvolles, üppiges Indianertattoo. Die Silhouette des Spaziergängers hebt sich malerisch gegen den Horizont ab, wo sich Meer und Himmel stimmungsvoll berühren.

Diese Strandgänge scheinen nach bestimmten Regeln inszeniert zu sein und damit seinen Tag zu strukturieren. Während er den Morgengang alleine auskostet, wird er beim Nachmittag-Abendgang regelmäßig von seiner Filipina-„Squaw“ und dem kleinen Sohn begleitet. Mit ihren langen schwarzen Haaren, jung und zierlich anzuschauen, komplettiert sie das idyllische Abendbild. Während er zufrieden ausschreit, geht sie schweigend neben ihm (oder doch einen halben Schritt hinter ihm?). Sie wirkt etwas verschlossen, in sich gekehrt und verwehrt ihrem kleinen Sohn den Wunsch, an ihrer Hand zu gehen.“ (Aus meinem Journal vom August 1993)

Es brauchte nicht lange, um Uli und Elena – denn mit diesen Namen werden der „Indianer“ und seine „Squaw“ gerufen – mit dem einzigen Restaurant an diesem „Beach“²¹ in Verbindung zu bringen. Und so ergab es sich, dass wir nicht nur einmal zum Essen einkehrten. Elena blieb wortkarg, sie lächelte nie, was auf den Philippinen besonders auffiel. Und während Uli mitteilend wurde, beobachtete sie schweigsam die ersten Malversuche ihres kleinen Sohnes in dem spärlichen, generatorbetriebenen Licht.

20 Zit. nach dem Vorwort des tunesischen Schriftstellers Albert Memmi in „The Colonizer and the Colonized“. Boston (Beacon) 1965.

21 An anderen Stränden dieser Insel haben sich verschiedene touristische (besonders auch deutsch-philippinisch geprägte) „Subkulturen“ wie etwa die „Taucherszene“, die „Honeymoon-Romantiker“, und die „Disco-Sextourismus-Spots“ gebildet. Letztere verzichten aber im Gegensatz zu den „Redlightspots“ in Manila auf Gogobars, Bordelle und Massagesalons. Hierher reisen die Freier mit ihren „girlfriends“, um mit ihnen nette Urlaubstage zu verbringen. Dabei wurden die Kontakte vor allem in den Gogobars in Manila geknüpft. Die „hospitality girls“ können dann gegen eine „Barfine“ bei der Geschäftsführerin (*Mamasang*) ausgelöst werden. Dass in anschließenden mehrtägigen gemeinsamen Reisen nicht nur Sex gegen Geld getauscht wird, sondern dass es nicht ausbleibt, dass die Begegnungen emotionaler werden, wird von beiden Seiten thematisiert. Häufig wird von „Verliebtheit“ gesprochen (vgl. auch Weiler 1998, Kleiber 1995).

Seit 1990 ist Uli auf den Philippinen. Er hat den Status eines „permanent“, was einfach durch die Heirat mit einer Filipina zu erhalten ist. Uli, der nun schon seit Jahren die ganzen Philippinen bereist hat, hat sich für diesen Ort entschieden und nicht für Elenas Heimatinsel im südöstlichen Taifungürtel der Philippinen. Er war schon überall, sagt er, in Thailand, Indonesien und Lateinamerika. San Francisco in den USA habe ihm auch noch gut gefallen, aber Kalifornien sei ja unbezahlbar. Und so sei seine Wahl auf die Philippinen gefallen. Hier sei es am besten zu leben. Hier sei er angekommen. Sprache (Englisch) und die Fremdenfreundlichkeit kämen erleichternd hinzu. Das Land, auf dem er sein Haus im „natural style“ gebaut hat, hat er für 30 Jahre gepachtet. Hier wolle er leben. Was brauche er mehr? Wenn ihm die Decke auf den Kopf falle, verschwinde er für ein paar Tage nach Manila. Dann setze er sich in ein schönes Hotel, schaue sich ein paar Filme an und dann wäre er wieder im Gleichgewicht.

Deutschland und Berlin habe er nicht verlassen, weil es ihm dort schlecht ging, oder weil er – wie andere deutschen Männer, die sich hier auf den Philippinen niederließen – sich genötigt gefühlt habe, zu fliehen – also er habe „keine krummen Dinger am Hacken“. Nein, er habe ein gutes Auskommen gehabt. Zunächst als Privatdetektiv und dann als selbständiger Malermeister. „Aber die Leute dort, die Mentalität dort, die ist doch beschissen, wa?! Sie arbeiten ihre 14 Stunden täglich, sind verschlossen und engstirnig.“ Besonders während seiner „Schnüffeltätigkeit“ als Detektiv habe er aufschlussreiche Einblicke in pathologische Bereiche unserer Gesellschaft erhalten: „Meistens musst du für eifersüchtige Eheleute und raffgierige Erbschleicher arbeiten, wa! Detektiv kann jeder werden, er muss nur neugierig sein, und etwas krank in der Birne, wa! Sonst hältst du das nicht aus.“

Natürlich sehe er schon auch, dass „jeder Filipino doch ein Gauner“ sei, der sich, wo es nur ging, zu bereichern versuche. „Der Filipino ist ein sehr unpolitischer Mensch, der über den nächsten Tag nicht rausdenkt und so werden Wahlen ausschließlich mit Korruption gewonnen. Der Kandidat muss halt schon ein wenig Knete haben – und auch hier besitzen einige wenige die Plantagen, die sie dann eben verwalten lassen und bezahlen jedem ein paar Pesos oder T-shirts und dann werden sie auch gewählt.“ Der Filipino denke nicht einen Zentimeter in die Zukunft. Hauptsache jeder Tag läuft einigermaßen mit ein wenig Tuba (Palmwein) und Spaß. Und im Grunde genommen gefiele ihm ja genau das auch. (Nach einem aufgezeichneten Interview August 1993)

Diese Selbstdarstellung wirft ein Licht auf den prozesshaften Charakter der Verortung zwischen Fremdbild und Selbstbild. Die Philippinen erscheinen in Ulis Äußerungen als der Gegenentwurf zu seinem Deutschlandbild. Allerdings kann er eine radikale Inversion des Eigenen – sein Deutschlandbild sozusagen als photographisches Negativ zu den Philippinen – nicht aufrechterhalten. Die Grenzen zwischen derart dichotomen Zuschreibungen verschwimmen, in der Verschränkung der Blicke findet eine allmähliche Entzauberung des Fremden statt. Bedeutete das imaginäre Fremde Faszination und Versu-

chung (ich kenne mich in der Welt aus: Hier ist es entspannt, freundlich und spaßig, gut zu leben), so löst das faktische Fremde nun doch auch Befremden und Ablehnung aus (jeder Filipino ist ein Gauner und unpolitisch; die haben keinen Geschmack). In einem Hin-und-her-Pendeln und Abwägen der Argumente formuliert er einen kritischen Blick auf seine Herkunft. Als Detektiv hatte er seine eigene Gesellschaft als verachtenswert wahrgenommen, zumal er in diesem Beruf vor allem im Auftrag kontrollierender und missgünstiger Personen zu handeln hatte. So war seine Entscheidung, Deutschland zu verlassen, eine frei gewählte Flucht vor den selbstverständlich gewordenen unmenschlichen Kontrollen und Zwängen und keine durch den gesetzlichen Arm erzwungene (er hat keine „krummen Dinger“ gedreht, wie so viele andere). Gleichzeitig beschreibt er sich als welterfahren, als jemand, der die Mechanismen seiner eigenen Projektionen durchschaut und durchbrochen hat. Seine Schärfung des Blickes auf das Fremde gerät ihm bisweilen überheblich. Das Fremde hält nicht den Imaginationen der Südsee als Paradies stand. Die fremde gesellschaftliche Alltagspraxis scheint aber nach wie vor die bessere und sinnvollere zu sein.

In Ulis Darstellung bekommt seine philippinische Frau die Rolle einer schönen, femininen, exotischen Figur zugewiesen. Er habe sie damals in Ermita²² kennen gelernt. Auf meine Frage, ob sie sich genauso überzeugt wie er für diesen „Traumort“ entschieden habe, räumt er ein, dass die Entscheidungen er gefällt habe, aber das Wohl seiner Frau dabei im Blick gehabt habe.

All der gelebten – und in vorliegender Arbeit diskutierten – Komplexität zum Trotz werden die Motive für eine gemischt-kulturelle Ehe und die Gründe für eine „exotische“ Partnersuche zunächst stark über erotisierte Stereotypen einerseits und über materielle Gesichtspunkte andererseits geäußert. Als ob sich in diesen Stereotypen die bisweilen schwer fassbare Sehnsucht nach besseren und anderen Verhältnissen einfangen ließe.

Die Liste der Stereotypen über asiatische Frauen als superfeminine, hingebungsvolle und erotische Frauen sind hinlänglich bekannt und werden vor allem in den Heiratsgesuchen unermüdlich (und plump) perpetuiert (vgl. Beer 1996: 73ff., Ignacio 1998). Die exotisch-erotisierenden Bilder der anderen fremden Frau, basierend auf den erotischen Erfahrungen westlicher Männer mit östlichen Frauen, greift dabei auf eine lange narrative Konvention zurück, die mit den Entdeckungsreisen im 18. Jahrhundert begann und mit der Zivilisationsflucht im 19. Jahrhundert in einen verklärenden „Orientalismuskurs“ mündete (siehe auch Manderson/Jolly 1997, Akashe-Böhme 1993, Jolly 1997, Manderson 1997). Die Bilder dieser und anderer Quellen²³ des Genres formen

22 In den 1980er und 1990er Jahren bekannt als das touristische Vergnügungsviertel in Manila, der Name Ermita stand als Synonym für Nachtleben und den *Red-Light-District*.

23 Die Bilderwelt des verfilmten Welt-Bestseller-Romans von Richard Mason „The World of Susi Wong“ und der Weltober „Madame Butterfly“ beispielsweise ha-

die Fantasien und Mythen über die Sexualität „anderer“ Frauen (Hamilton 1997, Kondo 1990b).

Auch Ulis Südsee-Inszenierung reiht sich in diese lange Geschichte narrativer Konventionen ein. Als ich drei Jahre später 1996 auf einen kurzen Besuch vorbeischaun wollte, waren er und seine Familie nicht mehr da. Er sei wieder nach Deutschland zurückgekehrt, hieß es. Offensichtlich hatten sich im Laufe der Zeit Ulis Wahrnehmungen so verschoben, dass die deutsche Heimat wieder in erstrebenwerte Nähe rückte. Die Pacht hatte ein anderer Deutscher (mit philippinischer Freundin) übernommen. Die Südseeinsel war vom utopischen Mythos über die Desillusionierung eines Paradieses zu einem Konsumentenprodukt geworden.

Szenenwechsel: anderer Ort, andere Personen – ähnliche Themen

Fee und Helmut Wagner: Von der Faszination zur Dekonstruktion

Helmut Wagner hatte das Herkunftsland seiner Frau als Ferienland kennen gelernt und sich von der exotischen Faszination stark beeindruckt lassen. Angesichts einer Lebenskrise in mittleren Jahren, die mit der Scheidung von seiner deutschen Frau einhergegangen war, hatte er sich zusammen mit einem Freund und Weggefährten auf Weltreise begeben. „Soll das nun schon alles gewesen sein?“ hatte er sich enttäuscht innehaltend und sein Leben bilanzierend gefragt. Und am inneren Horizont entstand eine Vision eines neuen, anderen Lebens, das die Mängel des bisherigen ausgleichen sollte.²⁴ Nach drei Monaten Unterwegssein in Indonesien und Thailand bereisten sie die Zuckerinsel Negros auf den Philippinen. Und dort, so berichtet er, habe ihn in einem ‚local bus‘, schwitzend, hungrig, in hautnahe Kontakt mit den einheimischen Mitreisenden der berühmte Pfeil Amors erwischt: Er habe in die lächelnden Augen einer bezaubernden Frau – Fee – geschaut.

Aber auch Fee, unterwegs im *buy-and-sell-bisness*, fand neugierig Gefallen an dem attraktiven ‚Kaukasier‘. Und so begann eine Liebesgeschichte, die in einer süddeutschen Stadt in Deutschland fortgeführt werden sollte. Gemeinsam bereisten sie noch die Philippinen, und Helmut war fasziniert von den ‚anderen‘ Einsichten und Zugangsweisen an der Seite einer Einheimischen. Dann flog Helmut zurück nach Deutschland, nicht ohne ihr das nötige Reisegehalt hinterlegt zu haben und wartete. Auf den schon erwähnten „Papierdschungel“ waren beide nicht vorbereitet, zumal Fee weder über Geburtsurkunde noch Ehefähigkeitszeugnis verfügte.²⁵

ben bis heute für eine massenhafte Verbreitung einer Ideologie der fremden Frau gesorgt und Vorlagen für sehnsuchtsvolle Männerphantasien geliefert.

24 Beide Männer hatten sich als Beamte und Pädagogen den Freiraum eines „Sabbatjahres“ genommen, um ‚nicht-gelebtes Leben‘ intensiv ‚nachzuleben‘. Geplant war Südostasien, Südsee, Neuseeland und Australien.

25 Mit dem Ehefähigkeitszeugnis gab es Probleme, da Fees philippinischer Ex-Mann verschwunden war, sie aber auf dem Papier noch verheiratet war.

Doch nach langen Wochen und endloser Papierarbeit saß Fee schließlich im Flieger nach Frankfurt. Da es Winter war, wartete Helmut mit warmer Kleidung und roten Rosen am Flughafen. Beide waren aufgeregt, Fee etwas übernächtigt und Helmut besorgt angesichts der neuen Verantwortung. Er brachte sie nach Hause, was zu der Zeit eine dreiköpfige Männer-Wohngemeinschaft in einer großräumigen Altbauwohnung war.

Beide genossen ihr ganz eigenes, persönliches Begrüßungsfest. Alles war aufregend.²⁶ Die offizielle Begrüßungsparty hingegen, bei der Helmut's großer Freundeskreis und Fee einander bekannt gemacht werden sollten, erzählte Fee in Begriffen eines ersten großen Kulturschocks.

„Andrea, ist das die deutsche Kultur? Helmut sagt immer: ‚So ist das hier. Das ist normal!‘ – Auf der Party, gab es überall in der Wohnung küssende Paare. Wild durcheinander. Auf dem Sofa, beim Tanzen [...] Als ich mich zur fortgerückten Stunde mit Helmut ins Schlafzimmer zurückgezogen hatte, konnte ich überhaupt nicht einschlafen [...] Es gab so entsetzlich stöhnende Geräusche.“

Mimisch temperamentvoll fuhr sie fort:

„‚Helmut, da stirbt eine Frau, du musst ihr helfen!‘ Ich hatte so eine entsetzliche Angst, es klang unheimlich.“ (Sie versuchte stöhnende Geräusche nachzumachen. Wir mussten beide lachen.) „Mit dieser Angst habe ich Helmut wachgerüttelt: ‚Da stirbt jemand!‘ – ‚Ach was, die lieben sich!‘ hat er geantwortet und weitergeschlafen. Ich war einsam und ängstlich und habe mich nicht einmal mehr auf die Toilette gewagt.“²⁷

Als ich Fee kennen lernte, war sie bereits ein Jahr in Deutschland verheiratet und lebte in dem Haus, das Helmut und seine Freunde mittlerweile gekauft hatten. Sie war mit ihrem Mann in einen eigenen Haushalt gezogen, erlebte aber ihren Mann weiterhin als jemand, der über die Hausgemeinschaft eng mit seinen Freunden verbunden war. Irritiert beobachtete sie weiterhin den Umgang seiner Freunde mit Frauen und musste feststellen, dass diese eine gewisse Freizügigkeit trotz fester Partnerschaften für sich als das Selbstverständliche in Anspruch nahmen.

Im Vergleich zu den deutschen Frauen, den sie entlang der Kategorie desselben Geschlechtes zu ziehen versuchte, verschwammen ihr die Bedeutungen der eigenen und fremden Kodes. Diese Frauen wurden ihr als Lehrerinnen, als in der Politik und im Sozialbereich tätige Frauen vorgestellt, alles Berufe, die zu einer etablierten Mittelschicht zu rechnen sind und damit eine soziale Zugehörigkeit verkörperten, die Fee lange als erstrebenswertes Ziel fantasierte. Und nun spürte sie eine große fast unüberbrückbare Differenz, die sowohl sie als auch ihr Mann als einen kulturellen Unterschied stereotypisierten. Innige Umarmungen ihres Mannes mit solchen Kolleginnen verurteilte sie eifersüch-

26 Fee akzeptierte die Männer-WG, zumal sie einen von Helmut's Freunden bereits auf den Philippinen kennen gelernt hatte und außerdem Helmut mit ihr ein Haus besichtigte, das gekauft werden sollte. In der unteren Etage würden sie wohnen, in der oberen Etage seine beiden Freunde.

27 Übersetzt nach einer Gesprächsaufzeichnung (September 1992).

tig als ‚unanständig‘ und ‚moralisch geschmacklos‘. Ihr Mann wiederum begegnete diesem abwertenden Blick ebenfalls mit stereotypisierender Kulturalisierung: Eine gewisse sexuelle Freizügigkeit gehöre eben zur deutschen Kultur. Für Fee mochte eine besondere Ironie darin liegen, dass jene deutschen Frauen, die sie gerne als unanständig bezeichnen würde, philippinische Frauen – und damit auch sie – als Katalog-Bräute beredeten und ihre politische Verantwortung darin sahen, diese von prostituierenden Praktiken zu befreien.

Wenn Fee über ihre Ehe resümierte, so schien es ihr ein besonderes Anliegen zu sein, diese als sozio-ökonomischen Gewinn und Erfolg zu beschreiben. An manchen Tage wurde sie nicht müde, ihre materiellen und statusbezogenen Gewinne aufzuzählen und hervorzuheben, wie ihre Träume Wirklichkeit geworden seien: „Schau dir das Haus an, es ist ein gutes teures Haus.“ Sie zeigte auf eine perfekt eingerichtete Einbauküche, führte mich in ihr stilvolles Bad, nannte den Preis der neu angeschafften Einrichtungsgegenstände. „Helmut ist ein guter Mann – *talaga mabait siya!*“ So habe sie mit ihm auch schon einen teuren Winterurlaub verbracht, und sie lerne die etablierten Kreise an der Seite ihres Mannes als Teilnehmerin kennen.

Dieses Leben ließe sie in den Augen der anderen Filipinas als *mayabang* (angeberisch) erscheinen. Dabei wären diese selbst *mayabang*, würden selbst nur vom Geld, ihren großzügigen Männern, ihrem Schmuck und ihren Häusern reden, als ob sie einen Millionär geheiratet hätten. Und da es bei ihr im Gegensatz zu vielen anderen Schicksalen stimme, habe sie wenig philippinische Freundinnen. „Sie sind neidisch und intrigant und ich muss immer aufpassen, was ich sage.“

Es gab aber auch andere Tage, an denen Fee das Gespräch mit mir suchte, um nachdenklichere und einsamere Töne anzuschlagen. Dann kam es vor, dass sie mich zum Essen lud, oft gemeinsam mit einer anderen philippinischen Freundin. Fast verschwörerisch wurde heimatlicher Fisch gegrillt. Anschließend und vor Helmut's Heimkehr mussten dann alle Fenster geöffnet werden und mit Deo-Raum-Sprays fast schuldbewusst die vertrauten und für Helmut unerträglichen Gerüche wieder verbannt werden. Es sei auch schon vorgekommen, dass Helmut nach solch einer ‚olfaktorischen Orgie‘ an der Eingangstür kehrt gemacht und es vorgezogen hätte, mit seinen Freunden und Freundinnen in der Kneipe das Abendessen einzunehmen.

Nach mehreren unüberriechbaren philippinischen Essenseinladungen lud Helmut zu einem selbstgekochten Essen ein. Während des Essens kamen wir, wie zu erwarten, auf die Philippinen zu sprechen. Hinter Helmut's Worten schien eine ganze Portion Enttäuschung und Verachtung zu stecken. So habe er die Ehe mit Fee genutzt, um persönliche und konkrete Entwicklungshilfe zu leisten. Sicherlich spielte da auch ein innerer Legitimationszwang eine Rolle, aber er habe ja mit eigenen Augen gesehen, wie arm das Dorf war, aus dem Fee stamme. So habe er Geld für eine Bewässerungsanlage und Kanalisation gesammelt, müsse aber nun einsehen, dass die Gelder von seiner großen Schwiegerfamilie nicht für die vorgesehene Kanalisation verwendet worden waren.

„Okay, das kennt man ja. Aber was mich richtig erbst, ja angewidert hat, war eine andere Geschichte: So habe ich eine Patenschaft für eine junge Cousine meiner Ehefrau übernommen. Ich habe regelmäßig eine stattliche Summe Geld überwiesen, um diesem Mädchen eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Und wie sah das Ergebnis meines Engagements aus? Ein alter widerlicher Trunkenbold hat dieses Mädchen geschwängert, weil sie nun – durch meine Unterstützung – eine gute Partie zu sein schien. Von wegen gute Ausbildung! Eine Ehe im sich ewig drehenden Schicksals-sumpf mit einem Faulpelz als Mann, das hatten sie daraus gemacht. Diese eigenwillige Umdeutung meiner Gaben hat mich so frustriert, dass ich sofort alle Überweisungen storniert habe.“

Seitdem grenze er sich dezidiert ab. An ihn solle keiner mehr Ansprüche stellen.²⁸ „Sicherlich, Fee bekommt von mir monatlich eine gewisse Summe zur freien Verfügung – damit sie mich nicht bestehen muss. Wie sie damit umgeht, ist ihre Angelegenheit.“

In unreflektierten und enttäuschten Momenten artikulierten beide Überlegungen, in denen sie jeweils den anderen Partner – die Ehefrau bzw. den Ehemann – mit ihrer jeweils anderen Kultur gleichsetzten. Dann wurde ihre Familie *pars pro toto* mit der Kultur der Frau gleichgesetzt und seine politischen Kontakte repräsentierten *pars pro toto* die Kultur des Mannes. Schwierig wird die eheliche interkulturelle Kommunikation dann, wenn die Paarbeziehung nicht mehr als ein Verhandeln und Aushandeln begriffen werden kann, sondern sich ein Machtkampf zwischen den Geschlechtern artikuliert, der mit eben genannten Gleichsetzungen als Kampf zwischen den Kulturen gedeutet wird.

Überwog zu Beginn der Beziehung in der Auseinandersetzung mit kulturellen Differenzen die Faszination am anderen, so rückte im Laufe der alltäglichen Realität die Frage in den Vordergrund, ob der Partner bzw. die Partnerin aufgrund persönlicher Charaktereigenschaften zu beschreiben ist, oder ob diesen über kulturelle Unterschiede Bedeutung zugeschrieben werden. Zwischen Faszination, Realität und Konflikt rangen Fee und Helmut um Verständigung, dabei verwischten sie die Ebene eines Paarkonfliktes mit den Argumenten eines Kulturkonfliktes. Empfund sie in der Beziehung zu ihrem Mann und seinem ihm wichtigen Freundeskreis große Entfremdung und Nicht-Zugehörigkeit, so schien ihm genau an dieser Distanz und Grenzziehung gelegen zu sein. Anfängliche großzügige, ja paternalistische Versuche, sich als Entwicklungshelfer ihrer Familie zu gerieren, wurden schnell als gescheitert *ad acta* gelegt. An ihn solle keiner mehr direkte Ansprüche stellen! So kündigte er zwar seiner Frau gegenüber nicht seine Großzügigkeit auf, aber er machte deutlich, dass er in ihre Geschichte nicht allzu involviert sein wollte.

28 Zu der Zeit (1992) war Helmut's politisches Engagement stark auf die deutsche Widervereinigung und die „Ost-Entwicklungshilfe“ konzentriert. Dass dies mit Reisen nach Ostdeutschland und Telefonaten mit schwer einzuordnenden Frauenstimmen verbunden war, beobachtete Fee durchaus mit eifersüchtiger Wachheit: „Die wollen Bananen! Das haben wir auf den Philippinen genug!“

Für Fee bahnte sich schon in dieser Anfangszeit die Erfahrung einer doppelten Entfremdung an. Ihre wirtschaftliche Konsolidierung, ihre als Erfolg thematisierte soziale Aufwärtsmobilität geht mit emotionaler Einsamkeit und dem Gefühl der Nichtzugehörigkeit sowohl im Freundeskreis ihres Mannes als auch in der Gemeinschaft ihrer *kababayan* einher.

Viele meiner Informantinnen erzählten mir wie Fee, dass sie in der *community* keine Freunde bzw. Freundinnen hätten. Bemerkenswert war dieser erstaunlich hohe Grad an Misstrauen, mit dem sie Beziehungen unter Filipinas beschrieben. Freundinnen wurden als misstrauisch, als schmerzliche Erfahrung und als Bedrohung beschrieben, vor der es sich zu schützen gelte. Viele meiner Gesprächspartnerinnen porträtierten sich selbst als Opfer intriganter, rivalisierende Landsfrauen, die nur eifersüchtig auf ihre Erfolge seien.

Angesichts der regen Vernetzung und der vielen unterstützenden, solidarischen Handlungsstrategien, die ich gleichzeitig auf vielfältige Weise beobachten konnte, sind diese Selbstbeschreibungen bemerkenswert. Weiter unten – bei Mary und Sebastian – werde ich diese Dynamik noch einmal in den Blick nehmen und als wesentliche Realität einer zum (ökonomischen) Erfolg verpflichteten Migration diskutieren.

Materielle Spielräume entschärfen daher sicherlich eine Reihe von Eheverhandlungen, sie machen diese aber nicht obsolet. „Geld ist gut, es geht aber eben nicht nur ums Geld“, fasste Fee ihre eigene Situation zusammen, in der sie mit ihrem Ehemann Helmut jenseits des Geldes einen Verhandlungsprozess zu beginnen hatte. Beide hatten in ihrer Anfangsphase stückweise desilusioniert damit begonnen, Abgrenzungen zu setzen. Sie mussten erkennen, dass ihr jeweiliges Zugehörigkeitsgefühl weit davon entfernt ist, gemeinsame Erfahrungswelten und Alltagspraxen zu begründen. Die Perspektiven gemeinsamer Grundlagen waren noch ungewiss, das wechselseitige Sich-in-Beziehung-setzen wurde entlang von Grenzziehungen ausprobiert. Dabei tauchten auch klassische Konfliktpotentiale, wie etwa unterschiedliche Nahrungsgewohnheiten, auf.

Liebe geht durch den Magen, Liebe schlägt auf den Magen

Das Essen, die Nahrungsaufnahme als kulturelle Divergenz, mag auf den ersten Blick als unerheblicher, leicht auszuräumender Unterschied abgetan werden. Im Alltag zeigt sich jedoch, dass gerade die banalen Nahrungsgewohnheiten zu Kristallisationspunkten von Konflikten werden können, die alles andere als trivial sind. Sie bilden vielmehr Symbole für die eigene Kultur, an die sich Gefühle von Verlust und Heimweh knüpfen (vgl. Lauser 1997, Hecht-El Minshawi 1992: 208-221). Dass Essen in der Migration ein den Alltag beherrschendes Thema ist, belegen viele Migrationsstudien (siehe auch Bönisch-Brednich 2002: 334ff.). Das Reden über Essen, das Austauschen von Rezepten und Einkaufsadressen, das Witzeln über die fremde Küche und das Organisieren der selbstverständlichen Grundnahrungsmittel, die in der Fremde abwesend sind, bindet einen großen Teil migratorischer Energien. Es werden Nahrungsnetzwerke gebildet, man lässt schicken, mitbringen und macht

selbst, organisiert Feste und Einladungen, und man entwickelt Geschäftsideen in der „Genussdiaspora“. Das Kulturthema Essen erweist sich als eine Schnittstelle zwischen Eigenem und Fremden. Die kulturelle Situierung im Migrationsprozess wurde von Valentine und Bell in der kulturanthropologischen Formel „we are where we eat“ zusammengefasst (Bell/Valentine 1997).

In einer Lebensumgebung, in der so vieles fremd ist, kommt gerade den philippinischen Speisen und Gerüchen eine besondere Bedeutung zu. Sie vergegenwärtigen auf sinnliche Weise bestimmte Erinnerungen und Stimmungen, bestärken Selbstgefühl und (ethnische) Identität und halten eine Beziehung zur Herkunftskultur aufrecht. Vor diesem Hintergrund kann abwertende Missachtung der Küche als tief kränkende Inszenierung erlebt werden (die Liebe auf den Magen schlagen) und das unspektakuläre oder lobende Teilhaben als Achtung wahrgenommen werden (Liebe durch den Magen gehen).

Analog zum „Fischgeruch-Streit“ zwischen Fee und Helmut möchte ich eine humorvolle Selbstbeschreibung der „Filipina-Deutschen“ Edna Weisser wiedergeben: „How to cook *bagoong*²⁹ in Germany“ (nachzulesen in Hardillo-Werning 2000: 85f.):

„With *bagoong* all Filipinos are equal, regardless of income, tax brackets, alumni associations, intellectual affiliations or family origins. [...] For expatriate Filipinos, *bagoong* is a homesick goodie. [...] The only problem with *bagoong* is its smell. If the Handkäse smells of unwashed feet, *bagoong* smells of another anatomical part that has not seen soap and water for a month. [...]

Here in Germany, it is not easy to cook *bagoong* without offending husband, neighbours or pets. I have a Filipina friend who lives close to the firm BASF in Ludwigshafen. BASF produces chemical and industrial products and has been blamed, if not accused, of causing all kinds of environmental pollution in the area. One summer day, my friend used *bagoong* to garnish a Philippine dish. Naturally, to get the smell out of her kitchen, she opened the windows. Her mother-in-law happened to be in the garden, merrily chatting with a neighbour. When the smell of my friend's *bagoong* dish reached the two women, the neighbour said: 'BASF stinkt schon wieder.' The mother-in-law was speechless. How could she explain to her neighbour that what she just smelled was her daughter-in-law's lunch?' (ibid)

Ein klassisches Beispiel ist in westlich-asiatischen Ehen die ‚Kartoffel-versus-Reis-Diskussion‘ (vgl. auch Tseng 1977: 94f.). So ist im philippinischen Kontext eine Mahlzeit erst mit Reis als vollwertig zu bezeichnen. Reis gilt als die Grundnahrung schlechthin, was im deutschen Kontext nur mühsam nachvollzogen wird und zu endlosen humorvollen, aber auch abwertenden Diskussio-

29 *Bagoong* gilt als köstliche, vielfältig einsetzbare Fischpaste. Sie wird aus marinierten und in Unmengen Salz eingelegten Shrimps zubereitet: „In the Philippines, *bagoong* is a staple side dish. If you grew up in the country, the mention of the word would make you conjure childhood scenarios of *bagoong* dips for green mangoes. It tastes much better when shared with your favourite cousin or friend. If the mango is sour, you both make grimaces. Watching each other's pained faces would start laughing convulsions. If you ate it with your boyfriend, mothers and aunts would take silent pleasure in the knowledge that you cannot kiss each other that day” (ibid).

nen führt (vgl. auch Lauser 1997: 163ff. und 172ff.). Ein deutscher Ehemann, der fähig (*marunong*) ist, Reis zu essen, beweist damit seine interkulturelle Kompetenz, die in philippinischen Gesprächen besonders hochgelobt wird.

Das interkulturelle Gelingen ihrer Begegnungsgeschichte betitelt entsprechend ein deutsch-philippinisches Paar mit „Sinigang und saure Bohnen“ (Dehn/Dehn 1994: 64ff.), und die ‚deutsche Filipina‘ Sally Beinroth wird in einer Ausstellung zur Heiratsmigration mit folgenden Worten zitiert:

„Mein Mann isst gerne Schweinefleisch und ich esse gerne mein Heimatgericht³⁰. Ich habe mal einen Versuch gewagt, deutschen Schweinebraten mit deutschen Gewürzen zu kochen, danach habe ich Bambus, Sojakeime, Ingwer und Knoblauch, philippinische Gewürze und Reis mit den Fleischresten vermengt. Ich habe es geschafft, ohne den ursprünglichen Geschmack zu verlieren, zusammen mit philippinischen Gewürzen diesen Schweinebraten zu etwas Neuem zu verbinden. Ich habe meinen Mann und meine Schwiegermutter gefragt, wie es schmeckte, und sie sagten – „Wunderbar“! So habe ich meine Tradition und die deutsche Tradition kombinieren können, ohne das eigene Ich zu verlieren.“ (In: Franger/Pablo 1993: 86)

Mit der nächsten Beziehungsgeschichte stelle ich ein Paar vor, das bereits in der Anfangsphase an der Diskrepanz zwischen Traum und Wirklichkeit scheiterte. Auch für mich als Ethnographin war die Begegnung mit diesem Paar keine einfache. Ich sah mich mit einer Beziehungsdynamik konfrontiert, die mich in ihrer Hilflosigkeit nicht unberührt ließ. Ich erlebte Gina, die philippinische Heiratsmigrantin als eine Frau, die sich aktiv handelnd in eine Sackgasse der scheinbaren Ausweglosigkeit hineinmanövriert hatte und beobachtete ihren Mann Rainer, der diese Ehe um jeden Preis halten wollte, aber außer seiner Verzweiflung, Anhänglichkeit und zeitweiligen Drohgebärden wenig in die Waagschale des Erfolges zu werfen vermochte.

Gina und Rainer in der „Exotik“ verloren oder: „Also Geschichten gibt es!“

Meine erste Begegnung mit Gina und Rainer Müller stellte Herr Müller her.³¹ Seine Frau feiere demnächst ihren ersten Geburtstag in Deutschland, und da sie wenig Freunde hätten, wäre es nett, wenn ich kommen würde. Schon in diesem ersten Gespräch weihte mich Herr Müller wortgewaltig in seine neue verwirrende Welt ein; es schien ihm ein Bedürfnis zu sein, die Positionen gleich zu klären:

„Also Geschichten gibt es da! Die meisten Filipinas lassen sich ja mehr oder weniger einkaufen und dann rufen sie bei meiner Frau an und jammern. Aber meine Frau ist da ganz schön rabiat, sie will damit nichts zu tun haben. Sie rufen an und jammern, also Geschichten gibt es da. Die kommen ja nur wegen dem Geld und dann haben sie, was sie wollen. Die brauchen sich dann gar nicht zu beklagen. Die Männer wollen junges Blut und Sex für ihr Geld. Da gibt’s ja die Vorstellung, dass die Filipinas so toll im Bett sind, und die Filipinas kommen wegen dem Geld und da ha-

30 Als philippinisches Nationalgericht gilt *adobo*, ein Gericht aus Fleisch, Gemüse und Reis, gekocht in Essig und Gewürzen (vgl. auch Fernandez 1996).

31 Auf einer deutsch-philippinischen Weihnachtsfeier, organisiert von dem ortsansässigen deutsch-philippinischen Freundschaftskreis.

„EIN GUTER MANN IST HARTE ARBEIT!“

ben beide gefunden, was sie wollen. [...] So ein 71-Jähriger, der wollte was für sein Geld und da hat er sich auch so was gekauft, die hat er nicht gesehen vorher. In Frankfurt haben wir sie abgeholt. Eine Jungfrau wollte er haben und dann hatte sie einen Minirock und ausgeschnittene Sachen an. ‚Das soll ne Jungfrau sein?‘, hab ich bei mir gedacht, das ist doch eine, na wie heißt doch die Gegend in Manila noch mal – von der Mabinistreet³². Geld hatte der Alte, Geld hat sie gekriegt und dann ruft sie bei meiner Frau an und jammert. Dabei hat sie doch gekriegt, was sie gewollt hat. Recht geschieht’s ihr. [...] Also mit der Intelligenz haben die alle es nicht so. Eine Bekannte meiner Frau hat sich von einem meiner Bekannten kommen lassen. Aber dann wollte er sie doch nicht so, dann wollte er wieder, dann wollte sie aber nicht mehr. Und jetzt fliegt sie zurück, und bekommt von ihm eine monatliche Unterstützung. Also da ist wenig Intelligenz, auch bei den Frauen. Die kommen doch nur aus materiellen Gründen. Und so findet sich, was sich finden muss.“ (Dezember 1992)

Mit diesem Einstieg verortete Herr Müller sich selbst auf der moralisch richtigen, anständigen Seite, indem er die Praktiken der anderen anklagte. Indem die anderen mit der ganzen Palette der zur Verfügung stehenden Klischees charakterisiert wurden, hob er sich selbst als nicht dazugehörig und anders ab. Die *anderen* kaufen sich Sex, weil sie hier zu kurz kommen, die *anderen* Filipinas sind nur „scharf aufs Materielle“, die *anderen* sind dumm, haben „wenig Intelligenz“, die *anderen* sind hochnäsiger und erliegen den Klischees usw. Dabei ist die Grenzziehung zwischen sich und den anderen prekär, brüchig, labil – sowohl in den eigenen Stimmungen, Ängsten und Praktiken, als auch in den Zuschreibungen von außen. Der vielfache Diskurs, im Alltag, in den Medien, in der Wissenschaft (siehe Holt 1996) verbreitet ein ‚Wissen‘ über deutsch-philippinische Ehen konstruiert aus einem ‚Filipina-Katalog-Braut-Diskurs‘: Die Filipinas sind arm. Um dieser Armut zu entfliehen schrecken sie nicht vor prostituierenden Praktiken zurück. Was sie finden, ist traurig und deprimierend: unattraktive Männer, die von anderen Frauen abgewiesen wurden. Je nach Standpunkt wird dieses Set an ‚Basisbildern‘ emotional aufgeladen, koloriert, schattiert.

„Na ja, wie soll ich sagen, die Männer, die sich eine Filipina kaufen, denen sieht man’s ja an, dass sie hier keine abkriegen, die legen ja echt viel Geld hin.“

„Wie haben Sie denn ihre Frau kennen gelernt?“

„Über Brieffreundschaft und dann habe ich sie auf den Philippinen abgeholt.“

32 In der Mabinistreet in Ermita/Manila reihte sich ein Nachtlokal an das andere.

33 Alle folgenden Gesprächspassagen sind nach verschiedenen Interview-Aufzeichnungen ins Schriftdeutsch übertragen: Da entweder starker Dialekt, ‚reduziertes Deutsch‘ oder eine eigenwillige Mischung von verschiedenen Sprachen gesprochen wurde, habe ich mich um der Leserlichkeit willen in diesem Kapitel für diese deutliche „Übersetzung“ entschieden. Meine Begegnungen und Treffen mit Gina und Rainer zogen sich über mehrere Monate hin. Meist war es Herr Müller, der eine Verabredung organisierte. Wenn ich sie in ihrer Wohnung besuchte, war er immer anwesend. Einige Male gab es aber Situationen, wo er sich mit einer Bastelarbeit beschäftigte, und Gina und ich über die philippinische Sprache eine Zweisamkeit herstellten, die sich ihm entzog.

Rainer Müller hatte sich in einer Beziehung gefangen gefühlt, die für ihn demütigend und anstrengend war. Er erzählte, wie seine deutsche Verlobte, mit der er schon zusammenlebte, wiederholt in ihren Heimatort gefahren war, um dort mit verschiedenen Männern sexuelle Beziehungen einzugehen. Und dies, obwohl er ihr das erste Mal vergeben hatte, und sie ihm versprochen hatte, es nicht wieder zu tun. Als er eines Tages einen dieser Alternativmänner zu Gesicht bekommen hatte, war sein (männliches) Selbstwertgefühl völlig erschüttert. Dieser andere Mann war weder ein Bodybuilder oder sportlicher Typ noch stellte er sonst etwas Beeindruckendes dar, er hatte weder viel Geld noch einen interessanten Beruf. Die nichtssagende Alternativwahl seiner Verlobten kam einer doppelten Beleidigung seiner selbst gleich. „Da war bei mir dann endgültig der Ofen aus und ich habe mich nach einer Filipina umgesehen.“

Gina auf der anderen Seite kommt aus einer Familie, in der bereits seit Generationen die Migration als Prestige förderndes Projekt etabliert zu sein scheint (siehe auch Kapitel 2 und 3). Bereits ihre Großeltern, die sie im übrigen in ihrer genealogischen Auflistung erstaunlich wenig präsent hatte³⁴, waren schon migriert. Ansonsten zählte sie einige der zahlreichen Onkeln und Tanten³⁵ auf, die auch schon *abroad* seien – in Saudi-Arabien und in Amerika. Eine Tante sei mit einem amerikanischen Soldaten verheiratet, lebe in Amerika, habe neun Kinder und sei sehr „amerikanisch“ geworden: Sie spreche kaum noch *Pilipino*, komme höchstens alle sechs Jahre zu Besuch, schreibe kaum noch Briefe, schicke kein Geld, kümmere sich nicht um die Verwandtschaft, die deswegen auch nicht gut über sie rede. Diese Tante scheint eher ein Negativvorbild zu sein, der von Gina (und der Verwandtschaft) zum Vorwurf gemacht wird, dass sie ihre philippinischen Wurzeln vergessen habe.

Ginas Familie lebt in Quezon. Die Mutter arbeitet in der Telefonzentrale. Ihr Vater ist Baustoffzulieferer. Aber in der Regenzeit verdiene er kaum etwas, weil da nicht gebaut werde. Dann ginge er ab und zu fischen für den Eigenbedarf. Ihr Bruder wohne mit seinen Zwillingsskindern wieder bei den Eltern, nachdem ihn seine (nicht-eheliche) Frau verlassen hatte, um nach Deutschland zu gehen. Diese Frau, Gina nannte sie *pinsan*³⁶, habe für Gina in einem speziellen Anzeigenblatt inseriert, dass sie einen deutschen Briefpartner suche.

Die Gründe fürs Auswandern seien schon vielfältig, meinte Gina und zählte auf: aus ökonomischen Gründen, wegen des Geldes, um reich zu werden, um ein modernes Leben zu haben. Manche wollen ein anderes Land kennen

34 Vgl. auch Carsten 1995, die genealogisches Vergessen mit Migrationserfahrungen korreliert. Das Vergessen von Details aus der Vergangenheit sei ein notwendiger Schritt zur Erschaffung einer kollektiven neuen Identität (in der Migration). Mehr als die vertikalen Verwandtschaftsbeziehungen sind die horizontalen von Interesse und Bedeutung. Solche Beziehungen bestehen in der Gegenwart und haben Zukunft.

35 Die Großmutter mütterlicherseits soll 17 Kinder geboren haben.

36 *pinsan* ist genau genommen die Bezeichnung für Vetter und Base, wird aber oft für horizontale Verwandte im weitesten Sinne verwendet.

„EIN GUTER MANN IST HARTE ARBEIT!“

lernen, andere seien sogar *bulag sa ibig* – blind vor Liebe. Sie sagte es fast abwertend, kopfschüttelnd.³⁷

„Ich wollte schon immer *abroad* leben. Ich wollte schon immer etwas Besseres und meine Eltern unterstützen. Ich wollte reich werden. Eigentlich träumte ich davon, nach Kanada zu migrieren, aber die Brieffreundschaft gab mir dann auch eine Perspektive.“ (Januar 1993)

„Ja, in dem Anzeigenblatt waren zwei Anzeigen“, übernahm Rainer Müller das Gespräch. „Die eine wollte eindeutig einen Ehemann, war aber etwas jung, die wäre 6 Jahre jünger gewesen. Da hab ich mir gedacht, da gehen die Interessen vielleicht doch zu weit auseinander, 22 war die. Die andere Anzeige war Ginas, die war nur 2 Jahre jünger wie ich. Und außerdem hat sie nicht so eindeutig eine Ehemannsuche formuliert, sondern erst mal Brieffreundschaft. Die hab ich dann genommen.“³⁸

„Im Herbst bin ich dann auf die Philippinen gefahren,“ fuhr er fort.

Gina erzählte nun schüchtern lächelnd:

„Auf dem Flughafen hat er mich übersehen. Ich habe immer Rainer, Rainer gerufen, aber er hat mich gar nicht gesehen. Er ist an mir vorbeigelaufen und in eine ganz andere Richtung gegangen. Mein Bruder hat ihn dann eingeholt und zurückgeholt.“

„Ja“, erinnerte Rainer, „da waren so viele Gesichter und so ein Geschrei, alle haben irgendwie nach irgendjemand gerufen, ich habe nichts mehr richtig wahrgenommen.“

„Was war denn Eure Absprache?“

„Fotos hatten wir ja voneinander, und ich hatte ein Micky-Mouse-Plüschtier für Gina, mit dem ich gewunken habe.“

Gina lachte: „Er war einfach blind.“

Rainer lachte auch: „Ja, ja alle haben rumgeschrien und gewunken.“

„Und dann hat er auch gleich Geld verloren,“ sagte Gina. „Dabei hatte ich dir doch extra geschrieben, dass du dich bei dem Ausgang für Ausländer einreihen solltest“, wendete sie sich an Rainer.

„Ja, ja in dem Getümmel bin ich zum verkehrten Ausgang, dort wo all die heimkehrenden Filipinos sich einreihen. Da war das Getümmel noch größer und die Kontrollen noch chaotischer und da haben sie mir gleich 400 DM geklaut.“

Schon bei dieser ersten Reise, erst recht aber bei seiner zweiten Reise sechs Monate später, fühlte sich Rainer Müller verwirrt und überwältigt von den neuen Eindrücken, die auf ihn einstürzten.

Schon ein halbes Jahr später, Gina und Rainer lebten gerade erst fünf Monate verheiratet in Deutschland, begab sich die ganze Familie – dieses Mal zusammen mit Rainers Bruder und Mutter, die im selben Haus wie Rainer und Gina lebten – auf eine 4-wöchige Philippinen-Reise. Diese Reise muss für alle anstrengend und verwirrend gewesen sein. Bei der Mutter bzw. Schwiegermutter sei aufgrund ihrer Diabetes-Krankheit und fehlender Medikamente „al-

37 „Ist blind vor Liebe etwas Dummes?“ fragte ich. – „*Ayos na rin* – es ist schon auch in Ordnung“, sagte sie nachgiebig. Es scheint also nicht besonders klug zu sein.

38 Gina saß daneben, lächelte schüchtern. Ob sie alles verstand? – Ich fragte sie, ob sie denn den Dialekt ihres Mannes verstünde. „Ungefähr“, antwortete sie.

les durcheinandergeraten“. Sie könne sich an überhaupt nichts mehr erinnern, schon im Flugzeug fehle ihr jede Erinnerung.

„Ich muss immer kleine Einheiten essen. Aber so habe ich immer morgens, mittags und abends gegessen und das waren zu große Abstände und zu große Portionen. Dabei hätten mir meine Schwiegerleute bestimmt auch mehrere kleinere Essen besorgen können. Aber ich weiß nichts mehr! Und jetzt die Torte dürfte ich auch nicht essen,“ erklärte mir die Mutter, Geburtstagstorte genießend, auf mein ungläubiges Nachfragen. (Dezember 1992)

Den philippinischen Ärzten habe man nicht vertraut. Und so stellte die Schwieger-Mutter besonders für Gina eine große Belastung dar. Gina habe überhaupt keine Zeit für ihre eigene Familie gehabt, sondern war rund um die Uhr mit dem ‚Obhut-Management‘ der Schwiegerfamilie beschäftigt. Denn eigentlich und vor allen Dingen sollte noch eine philippinische Frau für den Bruder gefunden werden. Der Bruder habe sich aber nicht für eine philippinische Frau erwärmen können³⁹, seine leidenschaftliche Hingabe galt vielmehr dem Sammeln von exotischen Tieren, um sie zu Hause zu präparieren. Alle Dorfbewohner hätten schon verwundert über die zwei verrückten Weißen geredet, die alles sammeln würden – sogar Kakerlaken –, bis sie ihnen schließlich selbst alles Mögliche vorbeibrachten.

Orientierungslos – ja beinahe völlig handlungsunfähig – hatte sich die Familie Müller in die Obhut der philippinischen Schwiegerfamilie begeben. Die Enttäuschung über den ‚unharmonischen‘ Ablauf bekommt Gina wiederum in ‚unharmonischen‘ Zeiten in Deutschland zu spüren.

„Wenn ich gut zu ihr bin und alles mache, was sie will, dann ist meine Schwiegermutter sehr großzügig, dann gibt sie mir alles. Aber dafür muss ich alles nach ihrem Willen tun. Wenn ich ihr widerspreche und nicht auf ihre Erwartungen eingehe, dann hält sie mir das viele Geld vor, das sie ausgegeben hat.

Am Anfang hat sie hier immer noch die Wohnung putzen wollen, ist immer in die Wohnung gekommen. Ich habe sie gefragt, ‚warum machst du das in unserer Wohnung?‘ Der Bruder meines Mannes ist ja Mamas Sohn, der macht ja alles, was sie sagt. Er hängt an ihrem Rockzipfel.“ (März 1993)

Bezahlt hatte diese zweite gemeinsame Reise die Mutter bzw. Schwiegermutter: 10.000 DM. Und dann hatte sie dort, womöglich bei einem Spaziergang, 1.000 DM verloren.

„Und nun bedrängen sie [die Schwiegermutter und ihr älterer Sohn] uns fast zu jeder Gelegenheit mit diesem Geld, das sie für die Reise ausgegeben haben. Sie reden andauernd davon. Und erwarten eine große Dankbarkeit. Eine *malaking utang na loob* – eine übergroße Dankesschuld, die nie wieder gut zu machen ist. Immer fangen sie davon an.“ (ibid.)

Gina, die sich mit wilder Entschlossenheit⁴⁰ und klaren Zielen in die Heiratsmigration begeben hatte, stand nun an einem Punkt, wo ein philippinisches

39 „*Pangit sila, daw*“, er habe sie angeblich hässlich gefunden, erklärte Gina.

40 „Meine Frau ist überhaupt ein ‚zähes kleines Ding‘. In der Schule hat sie eine ‚civil-military-Ausbildung‘ gemacht. Sie kann Karate. Wenn ihr einer blöd über

Wertesystem der familienbezogenen Harmonisierung und Verbindlichkeiten sie im deutschen (nicht-eingebetteten) Kontext zum Opfer machte. Auch die im philippinischen Kontext praktizierte indirekte Subversion des „Launischseins“ wird hier nicht verstanden, funktioniert nicht mehr als Werkzeug, eigene Interessen durchzusetzen.

„Wir haben so viele Schulden. Und mein *asawa* (Ehemann) ist schon seit Monaten arbeitslos. Ich kann gar nicht zurückfliegen. Außerdem wird er wütend, wenn ich allein fliegen will. Ich sage: ‚Wir müssen doch nicht alles zusammen machen!‘ Immer will er dabei sein. Selbst beim ‚shopping‘! Vielleicht muss ich noch mehr *sumpongin*⁴¹ sein, um mich durchzusetzen. Wenn ich noch mehr *sumpongin* bin, erreiche ich vielleicht noch mehr“, sagte sie lachend (Februar 1993).

Ginas „Zähigkeit“, übersetzt als Wille zu einem erfolgreichen Migrationsprojekt, ist es vielleicht auch geschuldet, dass sie für die ersten Monate überhaupt keinen Kulturschock eingestand: Am Anfang sei alles aufregend gewesen. Jedoch nach ihren aller ersten Eindrücken gefragt, bestätigte sie mit zarter, dünner Stimme die etwas lautere und euphorischere Schilderung ihres Mannes:

„Ja, ja der erste Schnee. Als es zum ersten Mal geschneit hat, da bin ich aus dem Haus gerannt und habe gerufen: ‚Rainer, Rainer, snow, snow!‘ Wir haben einen Schneemann gebaut. – *Und nach der ersten Freude war alles so nass und kalt. Die Hände haben geschmerzt.*“ (Dezember 1992, Hervorhebung A.L.)

Wie groß Ginas Befremden und Einsamkeit gewesen sein mögen, die sie mittlerweile – im Alltag angekommen – schließlich nicht mehr verdrängen konnte, erahnte ich ansatzweise über meine eigene Sprachlosigkeit und mein eigenes ‚Befremden‘. Als ich anlässlich der Geburtstagsfeier zum ersten Mal die Wohnung der Familie Müller betreten hatte, vertraute ich anschließend meinem Feld-Journal Eintragungen an, in denen ich meinem sprachlosen Überwältigtsein angesichts der erlebten Exotik zwischen Abwehr und freischwebender Aufmerksamkeit Worte zu geben versuchte. Was mir so ‚exotisch‘ erschien, war eine übervolle Wohnungseinrichtung, die ich damals angesichts der bunten Palette der Gegenstände als „skurrile Kuriositätensammlung“ bezeichnete: Denn überall in der beengten Drei-Zimmerwohnung waren Tierpräparate – Kaninchen, Meerschweinchen, Schlangen, Warane, Krokodile, Fische, Piranhas, Vögel, Hummer, Krabben, selbst Kakerlaken und Wanzen – angeordnet, neben ebenso zahlreichen Plüschtieren in allen Größen. In Küche und Arbeitszimmer stapelten sich außerdem unüberschaubar viele elektronische Ersatzbauteile. Als Höhepunkt der Wohnungsführung damals hatte mich Herrn Müllers Bruder schließlich in seine Räumlichkeiten geführt, in denen ‚martialische Bühnenbilder‘ aus präparierten Giftschlangen, Schrumpfkopfab-

den Weg kommt, dann kann dieses 36-kg-Lebendgewicht sich ganz erstaunlich wehren. Also, um die brauche ich mir keine Sorgen machen. Auf den Philippinen haben sie Angst vor ihr. Da haben sie mich immer bedauert, was für eine strenge Frau ich bekomme [...]“, charakterisiert Reinhold Müller stolz (fast beschwörend?) die Stärke und Durchsetzungsfähigkeit seiner Frau (Januar 1993).

41 *sumpong* – in etwa übersetzt mit launisch, hysterisch.

zügen, Waffen und Skorpionen angerichtet waren. Danach hatte ich mich gefragt, was es bedeuten mochte, hier zu leben, sich in diesen Räumen aufzuhalten?

Im Gegensatz zu meiner eigenen Sprachlosigkeit und Abwehr beschrieb Gina ihre Anfangszeit jedoch als sehr aufregend. Ihre Probleme und großen Zweifel würden erst jetzt auf sie einstürzen, nun aber mit großer Macht. Sie wolle zurück auf die Philippinen. Das sei nun ihr Traum. Sie sei inzwischen so *malungkot* (einsam und niedergeschlagen), dass sie ein halbes Vermögen in die Philippinen telefonieren müsse. Fast täglich, stündlich dränge es sie zum Telefonhörer.

„Als mein *asawa* (Ehemann) sagte, es könne sein, dass ich 5 Jahre lang nicht nach Hause könne, da habe ich gesagt, *okay lang*. Ich konnte es mir nicht vorstellen, die Kehrseite des Lebens *abroad*. Die ersten vier, fünf Monate waren aufregend und neu. Da habe ich auch keine Briefe nach Hause geschrieben. Ich habe so viel kennen gelernt, alles war so neu. Aber dann kamen die emotionalen Probleme.⁴² Dann [nach der Philippinenreise] habe ich Heimweh bekommen. Dann kamen die Probleme. Ich habe viel weinen müssen.⁴³ Und jetzt träume ich davon, auf die Philippinen zurückzugehen. (Januar 1993)

Zunächst jedoch stehe sie hier in Deutschland vor einem finanziellen Fiasko. Heute würde sie ihren Aufbruch nach Deutschland bereuen.

Rainer Müller erläuterte die eheliche Finanzsituation folgendermaßen:

„Die Stellen für Elektro- und Computermechaniker werden ja zur Zeit überall abgebaut. Bei Siemens, bei Grundig, überall werden Stellen abgebaut. Und da ich vor ein paar Jahren einen Moped-Unfall gehabt hatte, wird meine Vermittelbarkeit auch nicht leichter. So ein Depp hat mir die Vorfahrt genommen, der meinte, mich nicht sehen zu müssen. Ja, seitdem bin ich ja zu 25% behindert. Damit ist es auch nicht einfach, Arbeit zu finden. Wenn ich wenigsten 50% und mehr bescheinigt bekommen hätte, dann hätte ich ein Anrecht auf Rente. Diese Behinderung muss ich angeben, auch wenn es meine Arbeitsvermittlung dadurch nicht einfacher macht. Aber stehn und so, das kann ich nicht, da bin ich schon behindert. Na ja, und so bin ich arbeitslos, und habe außerdem 17.000 DM Schulden. Na ja, das ist alles nicht so rosig. Und von den 1.500 DM, die meine Frau in der Fabrik verdient, das langt auch hinten und vorne nicht.“ (Dezember 1992)

Er berichtete von seinen Bemühungen, für Gina eine gute Stelle zu finden. Aber für alle Stellen müsste sie Deutsch können. Gina jedoch habe keine Lust auf Deutschlernen. Das sei langweilig und mühselig. Sie wolle arbeiten und Geld verdienen, da bleibe keine Zeit zum Lernen.

Ihrer beider Bemühungen über semi-professionelle bzw. semi-private Ehevermittlungen zu etwas Geld zu kommen, schienen ebenfalls nicht aufzugehen. Einerseits bewegten sie sich mit diesen Vermittlungsaktivitäten am Ran-

42 Im Gegensatz zu anderen Gesprächspartnerinnen, die gerade die erste Zeit als traumatisierend schildern, beschreibt Gina die erste Zeit als aufregend. Der Kulturschock kam erst nach einem halben Jahr.

43 Für jede Träne ein Plüschtier, denke ich.

de der Legalität.⁴⁴ Andererseits verstrickten sie sich in unüberschaubar werdende Beziehungsverpflichtungen. So erzählte Gina in diesem Kontext noch einmal von der Cousine, die jetzt wieder auf die Philippinen zurückkehren würde. Sie selbst sei immer freundlich zu ihr geblieben, obwohl diese immer nur Erwartungen, vor allem auch finanzielle, an sie gestellt habe. Dabei schulde der Mann ihrem Rainer eine Menge Geld. Trotzdem sei sie, Gina, immer freundlich geblieben, damit die Cousine zu Hause nichts Schlechtes über sie erzählen könne. So viel habe sie für diese Frau getan und jetzt nehme sie nicht einmal die Geschenke für ihre Familie mit auf die Philippinen. Offensichtlich wurden die Bedingungen in dem ‚Schattengeschäft‘ der Vermittlungsarbeit nie eindeutig geklärt, so dass nun enttäuschte Reziprozitäts-Beziehungen klaren Geldforderungen gegenüberstehen.⁴⁵ Ganz zu schweigen von den Geschichten, die die Heimkehrende zu Hause erzählen könne.

Aus dieser Perspektive ist die, in Herrn Müllers Katalog-Braut-Rede gleich zu Beginn unserer Begegnung formulierte, Verachtung und Abwertung nicht nur als Gratwanderung und Generalisierung der eigenen Gefühle zu interpretieren. Aus seinen Worten spricht auch Enttäuschung und Scheitern, sie sind auch als frustrierte Abrechnung zu lesen mit denen, deren Heirat er möglichst Gewinn bringend vermitteln wollte.⁴⁶ Dass beide immer nur in vagen Andeutungen über ihre ehe-vermittelnden Aktivitäten reden, mag nicht nur mit ihrer emotionalen Enttäuschung zu tun haben, sondern auch damit zusammenhängen, dass sie in einer legalen und moralischen Grauzone stattfinden.

44 Derartige mit Profit verbundene Heiratsvermittlungen können als Menschenhandel und damit als kriminelles Delikt betrachtet werden (vgl. auch Beer 1996: 68ff.). Dennoch bewegen sich sehr viele deutsch-philippinische Paare in dieser Grauzone. So berichtete beispielsweise auch Liza von jährlich zwei Philippinen-Reisen mit „Freunden“, die sie zu organisieren hatte: „Ja, ja, o Gott, Koffer gezählt. Ankunft in Philippinen am Flughafen. Da kommen schon Leute: Geld, Geld, Geld. Ich hab so viel geschimpft. Habe gesagt: ‚Habe ich das Geld auf der Straße gefunden in Deutschland?‘ Wahnsinn. Na ja, wenn viele Leute, sieben Leute, dann viele Koffer und wenn nicht aufpassen, dein Koffer ist weg. [...] Freund von Hans wollte Nichte sofort nach Deutschland bringen, aber sie wollte nicht, obwohl der Freund seeehr reich. Er arbeitet in eine Bank. Er hat ein Haus und ist alleine Erbe von Eltern. Für Pilipina Millionär. Aber sie wollte nicht, obwohl der Freund schon 63 Jahre und sie dann kriegt alles. Na ja, er hat dann andere gefunden, Sängerin. Wir waren sieben Leute, für mich ist das Stress.“ (Frühjahr 1997)

45 Motivierende Nebenerwartungen scheinen ebenfalls nicht aufgegangen zu sein: Gina holt sich Freundinnen und ist nicht mehr so einsam in diesem fremden Lebensalltag. Und informelle Vermittlungsgebühren könnten den Schuldenberg abbauen helfen.

46 „Es geht doch nur um Geld und Sex und wenig Intelligenz“, fasste er zusammen.

Die Ehegatten als „Kulturmakler“ und einzige Partner

Die Vermittlung von Heiratspartnern über Vermittlungsinstanzen – seien dies individuelle Personen, Vermittlungsbüros oder Brieffreundschaftsclubs und seit neuem auch im Internet vermittelte Netzwerke – gilt in philippinischen Kontexten zunächst überhaupt nicht als unseriös. Gerne greift man bei der Suche auf bewährte und/oder professionelle Strukturen zurück.

In der Anfangsphase einer inter-kulturellen Migrationsehe fühlen sich die ausländischen Ehepartner, d.h. hier die philippinischen Heiratsmigrantinnen, ganz besonders asymmetrischen Situationen ausgesetzt. In aller Regel sprechen sie kein Deutsch, was bedeutet, dass zunächst jeglicher Umgang mit der Außenwelt über die Ehemänner organisiert und übersetzt wird, die dadurch im recht wörtlichen Sinne zu Kulturmanagern werden. Viele meiner Gesprächspartnerinnen berichteten, wie sie sich in den ersten Wochen nicht alleine aus der Wohnung wagten, sondern sich vielmehr vor dem Fernseher einrichteten und sich über dieses Medium (vor allem die Kindersendungen) erste Deutschkenntnisse aneigneten. Sie trauten sich weder den täglichen Einkauf zu noch Ämtergänge oder gar Arbeitssuche. Für jeden Außenkontakt fühlten sie sich von ihren Ehemännern abhängig. So berichtete z.B. Mary (die uns weiter unten noch begegnen wird), dass diese Unsicherheit mit der Zeit sogar immer größer wurde statt geringer. Ihr ganzes Leben setzte sie in Beziehung zu ihrem Ehemann, als ob sie keinen Atemzug mehr alleine machen könnte. Ihr Ehemann war ihr einziger Partner. In solchen Situationen scheint es unvermeidbar, dass sich die Frauen vom Wohlwollen der Ehemänner abhängig fühlten, und sich damit gegebenenfalls verwundbar machten. Bei Mary war es schließlich der Ehemann, der die ersten Kontakte zur philippinischen *community* für sie managte. Aus dieser Erfahrung heraus würde sie sich heute auch nicht scheuen, asiatische Frauen auf der Straße einfach anzusprechen.⁴⁷

Gina und Rainer Müller standen beide an einem Punkt, wo sie eine strenge Wirklichkeit einholte und wo sich die gegenseitigen Träume vom Osten (hübsche, treue, zärtliche, bestätigende und fürsorgliche Südseebräut) und Westen (ein gutes Leben in Reichtum und Sorglosigkeit) der alltäglichen Realität stellen mussten. Die Bilanz sah düster aus: kein Geld für eine weitere Philippinenreise, keine prosperierende Perspektive, kein verlässliches soziales Netzwerk, die anfänglichen Freunde wenden sich ab.

Gina war mit ihrem Erfolgstraum aktiv handelnd in eine Art „postkoloniale Ausbeutungsfalle“ geraten (vgl. Hilsdon 1995: 106). Während sie erst nach einigen gescheiterten Projekten die schreckliche Dimension ihrer verwundbaren Situation erkannte, versuchte Rainer Müller, sie mit unebro-

47 Umgekehrt machten viele Ehemänner ähnliche Erfahrungen bei ihren Philippinenbesuchen. Sie fühlten sich sprachlos, verwirrt und überwältigt und ohne Partnerin an ihrer Seite völlig hilflos. In der Folge korrigierten auch sie anfängliche Träume und Imaginationen. Nicht selten führten solche Erfahrungen zu dem Entschluss, die Philippinen so weit wie möglich zu vermeiden und anfängliche Träume vom Altersruhesitz in der Südsee zu streichen (siehe beispielsweise auch in Kapitel 4 *Melindas Geschichte*).

chener Anhänglichkeit zu halten. Psychosozial gedeutet, hatte er in Gina eine zarte, aber starke („zähe“), ‚andere‘, fürsorgliche Ehe-Frau gefunden, ohne sein starkes Mutterbild zerstören zu müssen. Gina konnte so einen symbolischen Raum besetzen. Ihr Mann brauchte sie zum Überleben, er ließ sich sogar finanziell von ihr ‚aushalten‘. Und Gina formulierte nicht nur einmal, dass sie sich ihm verpflichtet fühlte, da sie mit der Ehe auch eine Verantwortung für ihn übernommen habe.⁴⁸

Dass Rainer Müller mit dieser Psychodynamik zwar für ein extremes, aber nicht außergewöhnliches Beispiel steht, bestätigten auch andere deutsche Ehemänner, die an ihren philippinischen Frauen gerade die eigenwillige Mischung von „mütterlicher Fürsorglichkeit und mädchenhaftem Reiz“ faszinierend fanden. Aussagekräftig für dieser Psychodynamik sei auch eine Tagebuchaufzeichnung des französischen Ethnologen Michel Leiris vom 2. Februar 1948 zitiert:

„Möglicher Zusammenhang zwischen dem extremen Abscheu, den ich dem Inzest gegenüber empfinde, und der Anziehung, die farbige Frauen auf mich ausüben (allgemeiner: mein Antirassismus): die Vereinigung mit einer Person einer anderen Rasse stellt den Höhepunkt der Exogamie dar. Es kann sein, dass mein ambivalentes Gefühl gegenüber der ‚Mutter‘ in der Frau mit schwarzen Blut beantwortet wird, sie ist für mich entfernt und mütterlich zugleich (Möglichkeit mit der Mutter zu schlafen, ohne dass es inzestuös wäre). (Leiris 1996: 298)⁴⁹

Zwei Jahre später hatte sich Gina von ihrem Mann getrennt. Sie habe ihr Glück mit einem anderen versucht, den sie ebenfalls über eine Anzeige kennen gelernt hatte, hieß es, als ich mich in der *community* nach ihr erkundigte.

Dasein: Verhandeln von kultureller Differenz und interkultureller Kommunikation

In dieser Phase, nach den ersten Orientierungen und Desorientierungen, die in der Ankommensphase durchlebt werden müssen, rückt das Beziehungsmanagement zwischen Verortung in der marginalen Migrationsgemeinschaft und Integration in einer Ehe in der deutschen Dominanzgesellschaft als spannungsreiche Dynamik in den Vordergrund. Philippinische Heiratsmigrantinnen artikulierten dabei ihre Erfahrungen als schwer zu fassendes Unbehagen.

48 An anderer Stelle explizierte sie ihre Ehe-Beziehung mit folgendem Vergleich: Sie erzählte belustigt, dass ihr Mann – als erwachsener Mann – literweise Milch trinke. „Wenn ich Milch in der Brust hätte, würde ich ihn stillen, *ang aking anak* – mein Kind.“ „Habe ich richtig verstanden?“ vergewisserte ich mich, „Du behandelst ihn wie dein Kind?“ „Ja, er ist mein Kind!“ erwiderte sie lachend.

49 Und Leiris fährt fort (ibid.:) „Denn ich muss einfach anmerken (was mich zwingt, meine Theorie zu präzisieren oder sogar zu korrigieren), dass ich immer eine schwarze Frau oder Mulattin meine – niemals eine gelbe Frau, auch keine Inderin oder Hindufräule; allenfalls eine Polynesierin –, wenn ich ‚farbige Frau‘ sage.“ Inwieweit solche Formulierungen heute noch genauso unbekümmert anti-rassistisch genannt werden können, müsste an anderer Stelle debattiert werden.

Selbst dort, wo sich das Migrationsprojekt als ein zumindest ökonomisch erfolgreiches konsolidiert hat, müssen nun Gefühle der Entfremdung, der Nicht-Zugehörigkeit durchlebt und verarbeitet werden.

Wer mit der Heirat eine soziale Aufwärtsmobilität vollzogen hat, hält bisweilen irritiert inne angesichts der sozialen Schwierigkeiten und emotionalen Opfer. Schien für viele nicht-wohlhabende und in schlecht bezahlten Jobs arbeitende Filipinas die Perspektive, nur Hausfrau sein zu dürfen, ein außergewöhnliches und erstrebenswertes Privileg zu sein, so müssen sie nun allmählich realisieren, dass dieses phantasierte Privileg in Deutschland auch mit Machtlosigkeit verbunden ist. Zum einen ist ihre Berufstätigkeit neben der reproduktiven Arbeit innerhalb der Ehe – der Kinderversorgung (der eigenen, sowie der in die Ehe mitgebrachten Kinder) und oft auch der Pflege der alternenden Schwiegereltern – nicht vorgesehen. Zum anderen lernen sie, dass Schlüsselqualifikationen und erfolgreiche Bildungs- und Berufskarrieren auch in Deutschland nach harten Selektionskriterien verteilt werden, die sie schon aufgrund ihres Alters, ihrer Nationalität und ihrer Bildung nicht erfüllen. Was bleibt, sind auch in Deutschland schlecht bezahlte und wenig geachtete Jobs vorrangig im informellen Dienstleistungssektor.

Das Argument deutscher Ehemänner: „Meine Frau *braucht* und soll nicht arbeiten und für andere putzen!“ hörte ich nicht nur einmal. Dennoch gehörte es zum Alltag innerhalb der *community*, solche Niedriglohn-Beschäftigungen weiterzureichen, was bisweilen zu Beschäftigungsverhältnissen führte, die gar vor den Ehemännern verheimlicht werden mussten und um der „Abwechslung willen“, wie es hieß, aufrechterhalten wurden.

Heiratsmigrantinnen wiederum, die auf den Philippinen College-Ausbildung und sogenannte *white-collar-jobs* verwirklichen konnten, müssen ihre soziale Mobilität an anderen Widersprüchen festmachen. Sie erlebten die beruflichen Begrenzungen als soziale Degradierung. Gehörten auf den Philippinen Haushaltshilfen (*katulong*) zum selbstverständlichen Alltag, so sahen sie sich nun selbst mit der Hausarbeit (zwar durch etliche Maschinen funktionalisiert) konfrontiert, da sich permanente Haushaltshilfen auch in etablierten Kreisen in Deutschland nicht rechnen (siehe auch del Rosario 1994: 235ff.).

Philippinische Heiratsmigrantinnen können sich zwar in Relation zu den Philippinen als erfolgreich und wohlhabend definieren, im deutschen Kontext sind solche Selbstbeschreibungen jedoch durch vielfältige Entfremdungen und Nicht-Zugehörigkeiten gebrochen.

Im Kontext der reproduktiven versus produktiven Arbeit werden finanzielle Zuständigkeiten zu einem ehelichen „Kampfplatz“ (del Rosario 1994: 231). Die von den Philippinen mitgebrachte selbstverständliche Vorstellung der Hausfrau als oberster Verwalterin der Haushaltsfinanzen (siehe Kapitel 4) ist für die meisten deutschen Männer alles andere als selbstverständlich. Auch die Verpflichtung nahezu aller Heiratsmigrantinnen, ihre philippinischen Familienmitglieder mit Überweisungen zu unterstützen, hat nicht jeder Ehemann als unhinterfragbare Beziehungspflicht akzeptiert. So können die Haushaltsfinanzen zu zähen Ehe-Streitereien führen. Bei fehlendem eigenem Einkommen

gerät dieser Posten zu einem mehr oder weniger latenten Streitpunkt, er hängt von der Großzügigkeit der deutschen Ehemänner ab. Wo kein selbständiges Geld für die Überweisungen verdient werden kann, wo eventuelle Berufstätigkeit gegen den Ehemann verteidigt werden muss, wo sich der Ehemann als oberste Entscheidungsinstanz definiert, wird der Ehemann zur Ressource und bisweilen zur „harten Arbeit“.

Neben diesen (ehelichen) Positionierungen in der deutschen Dominanzkultur wird das Netzwerk innerhalb der *community* lebensnotwendig. Wird kulturelle Differenz als *Konflikt* in der Paarbeziehung wahrgenommen, ist die Hinwendung zu den *kababayan* mit der Hoffnung verbunden, sich in vertrauten Kodes zu verständigen und die eigene Identität zu stärken. Je konfliktreicher und isolierter die Position in der Ehe-Beziehung erlebt wurde, desto existentieller wurde die Zugehörigkeit zu Gleichgesinnten gesucht. Eheliche Harmonie, Stabilität und Integration im sozialen Umfeld des Mannes verlangten hingegen nach partiellen Abgrenzungen im philippinischen Frauennetzwerk.⁵⁰

Im Netzwerk der Landsleute erfahren die Frauen nicht nur emotionale freundschaftliche Solidarität, sondern ganz konkrete Informationen. Hier werden Arbeitsstellen weitergereicht, billige transnationale Kommunikationsverbindungen organisiert, wichtige Tipps weitergegeben, in Notzeiten nach philippinischen Gebräuchlichkeiten Geld verliehen und Kredite bewilligt usw. Und doch wird die *community* nicht nur solidarisch unterstützend und tragend erlebt, sie ist auch geprägt von rivalisierenden Abgrenzungen. Das Projekt einer erfolgreichen Migration, der Druck, Kapital anzuhäufen, um auch den zu Hause gebliebenen Familienmitgliedern eine gute Zukunft zu sichern, ist wie eine Überrealität allgegenwärtig und prägt rivalisierende Diskurse und Praktiken. In der *community* wird so etwas wie eine doppelte Kultur der Kameradschaft und des Wettbewerbs aufrechterhalten. Mahler (1995) spricht in ihrer Studie über Salvadorianer in den USA in vergleichbarer Weise von einem „anomie-solidarity-continuum“.

Diese vielfältig gebrochenen Suchbewegungen charakterisieren die Ehe-Situation von Mary und Sebastian. Während Mary entlang verschiedener Differenzlinien, im Spannungsbogen von Identifizierungs- und Differenzierungsbedürfnissen hin- und herpendelte, schien sich Sebastian für so etwas wie eine abgeklärte, distanziert beobachtende Haltung entschieden zu haben. Während sie um Beziehung rang, ‚besang‘ (s.u.) er die Distanz.

Mary und Sebastian und das Besingen der Distanz oder: Die Enttäuschungen mit den „kababayan“

Als ich Mary (1992) kennen lernte war sie bereits seit sechs Jahren mit Sebastian Schaffner in Deutschland verheiratet. Gefunden hatten sich die beiden über *pen pal* (Briefkontakt). Für Sebastian Schaffner ist es die zweite Ehe.

50 Vgl. hierzu die oben beschriebenen Suchbewegungen von Fee und die im folgenden beschriebenen Identifizierungs- und Differenzierungsbedürfnisse von Mary.

Mittlerweile ist er Vater von fünf Kindern – drei Kinder stammen aus der ersten Ehe und zwei Söhne im Kindergartenalter aus der zweiten Ehe mit Mary.

Mary nahm ich als unternehmungslustige, vielfach vernetzte Frau wahr. Sie traf sich mit ihren philippinischen Landsfrauen sowohl privat, zu Spiel und Essen, als auch zu offiziellen und halb-offiziellen Versammlungen, wie den von der *community* organisierten Festen oder den samstäglichem Picknick-Verabredungen im Park und den freitäglichen Zusammenkünften in den philippinischen Asia-Läden.⁵¹

Als Nebenerwerb experimentierte sie mit Schmuck- und Kosmetikverkauf ‚unter der Ladentheke‘ sozusagen: Eine in Singapur als *domestiv worker* tätige Verwandte schickte ihr regelmäßig und unter Umgehung des Zolles Schmuck und Kosmetika, die dann Mary unter der Hand günstig vertrieb. Mit diesen Transaktionen bewegte sie sich in einer philippinischen durch tägliche Rituale aufrechterhaltenen, von der lokalen Ökonomie isolierten, informellen Mikro-Ökonomie, in der fast alles – von persönlichen Dienstleistungen (Haare schneiden, Mode schneiden, Feste ausrichten) bis zum Vertrieb von Videos, Magazinen und günstigen Telefonverbindungen – angeboten wurde, was etwas weniger günstig auch in der lokalen Ökonomie zu haben wäre.

Sowohl im Gespräch *mit* Mary, als auch in Gesprächen *über* Mary wurde ich trotz – oder wegen – dieser vielfältigen regen sozialen Vernetzung immer wieder mit ambivalenten Reden und Klatsch-Gesprächen konfrontiert, in denen soziale Zugehörigkeiten und Grenzziehungen gezogen wurden:

„Mary ist eine Hochnäsige. Sie denkt, sie sei etwas Besseres.“

„Stellt euch vor, ihr Mann hat ihr 8.000 DM für eine Heimreise gegeben. Und was macht sie? Sie macht nur Urlaub dort. Sie hat angeblich das ganze Geld in einem Hotel verplempert! Sie prahlt sogar damit.“

„Und wie sie über Sex redet! Dabei brauchen sie ein Wasserbett,“ gibt eine andere Stimme Anlass zu abfälligem Kichern.

Aber auch Mary nutzte jede Gelegenheit, um über Unehrlichkeit, Geiz und mangelnde Hilfsbereitschaft ihrer Landsleute zu klagen. Auf soziale Abgrenzungsdynamiken innerhalb ihres philippinischen Beziehungsgeflechtes reagierte sie im Gespräch mit mir wiederum mit einer abgrenzenden, ja stereotypisierenden Gegenrede: Die anderen würden zu Hause erzählen, dass sie Millionäre geheiratet hätten. Obwohl sie in kleinen ärmlichen Wohnungen lebten, behaupteten sie, sie besäßen eigene große Häuser mit Land. Obwohl sie als Putzfrauen arbeiteten, erzählten sie zu Hause, sie wären Chefsekretärinnen, oder Sängerinnen.⁵² Und umgekehrt würden sie ihre deutschen Ehemänner in dem Glauben lassen, sie seien Jungfrauen, dabei hätten sie bereits philippini-

51 Ihre Bandbreite ihrer Vernetzung bewegte sich zwischen kinderzentrierten Verabredungen bis zu Diskobesuchen mit alleinstehenden Filipinas, selbst von einer „Männertanzshow“ wusste sie begeistert zu berichten.

52 „Du weißt ja selbst, wo Filipinas arbeiten, die ‚Sängerinnen‘ sind!?“ (Mai 1993)

sche Kinder.⁵³ Irgendwann konfrontierten sie ihre Männer mit ihren philippinischen Kindern, um sie nach Deutschland zu holen.

Entlang der interaktiven Grenze „ich und die anderen“ versuchte sich Mary einen kompensatorischen Gegenhorizont zu schaffen, indem sie selbstbewusst auf die materiellen Ressourcen ihres eigenen Identitätsmanagements verwies: Warum solle sie ihr erfolgreiches Migrationsprojekt verheimlichen? Sie hätte in der Tat kein Geheimnis daraus gemacht, dass sie mit 8.000 DM in die Sommerferien auf die Philippinen gefahren sei und dort das ganze Geld in drei Wochen für Urlaub ausgegeben hätte. Es hätte ihr Spaß und Genugtuung bereitet, ihre ganze Familie in ein gepflegtes *Beachressort* einzuladen und Coca-Cola zu bestellen, wann sie nur wollten.

Die Inszenierung des Heimaturlaubes als eine kostspielige, verschwenderische und nicht investive Unternehmung gehörte zu einem stereotypen Topos in den Klatsch-Gesprächen der Migrations-Gemeinschaft, ebenso wie der gegenseitige Vorwurf der Hohnsichtigkeit und des Vergessens der sozialen Wurzeln, nicht nur wenn es um Mary ging. Fast identische Varianten waren in zahlreichen anderen Zusammenhängen zu hören.

Die großzügige, ja respektlose Inszenierung der Rückkehr dekonstruiert eindrucksvoll die Ehrfurcht vor einheimischen Bastionen des elitären Konsums. Indem Migranten und Migrantinnen bis zu einem gewissen Grad am kapitalistischen Konsumverhalten partizipieren können, fordern sie lange vorherrschende symbolische als auch konkrete Klassen- und Statushierarchien heraus: Reisen ins Ausland (in welcher Form und zu welchem Anlass auch immer) sind nicht mehr das einzige Vorrecht der Eliten, ebenso wie der Zugang zu Bastionen des kapitalistischen Lifestyle einheimische, einstmals unüberwindbare Statusschranken verschwimmen lassen (vgl. auch Kapitel 2).⁵⁴

53 „Schau dir zum Beispiel Gingin an. Ich habe ihren Bauch gesehen. Das ist der Bauch einer Frau, die geboren hat. Meine Mutter hatte neun Kinder geboren und hatte noch einen strafferen Bauch! Und ihr Mann denkt immer noch, sie sei Jungfrau gewesen.“ (Mai 1993)

54 Filipinos und Filipinas, so argumentiert der philippinische Anthropologe Aquilar, erkennen aufgrund ihrer globalen Diasporaerfahrungen spätestens seit den 1990er Jahren ihre Nation als eine unter vielen und entlassen allmählich die übermächtige USA aus der Rolle des einzigen Gegenübers. Das verheißungsvolle, fast magische Wort *abroad* hat vielfältige Bezüge erhalten, „consistent with the re-serialization and re-pluralization of the Filipino international landscape“ (Aquilar 1996: 111). „At the level of consumption“, schreibt er weiter unten (ibid. 127) „the labor migrants’ objects of desire can be met, a certain parity is attained with the wealthy, and the mystique of Philippine elites suffers erosion.“

So wurde in einer Stadt die Straße, wo eine Reihe erfolgreicher Rückkehrer wohnten, im Alltagsdiskurs „Ayala Avenue“ genannt und nimmt damit Bezug auf die Ayala Avenue im reichen Geschäftsviertel Manilas. Die Ayalas sind eine alte oligarchische Familie, die die meisten *Corporations* des Landes besitzen (A-sis 1995: 336, vgl. auch McCoy 1994).

Auf der anderen Seite verwischt sich auch die soziale Differenz in der Migration. Das überwältigende Stereotyp von philippinischen (Arbeits-)MigrantInnen als

Wenigstens in der begrenzten Zeit eines Heimaturlaubes sollen Klassenwidersprüche demonstrativ umgekehrt werden, soll das Migrationsprojekt um jeden Preis als ein materiell erfolgreiches demonstriert werden. Auch wenn die Heiratsmigration nicht zu der erwünschten Aufwärtsmobilität geführt hat und im Aufnahmeland mit vielfältigen Entfremdungen verbunden ist, zu Hause – auf den Philippinen – lässt sich die Migration, aufgrund des globalen Kapitalgefälles, als Erfolg präsentieren. Während sie als Migrantinnen in erniedrigenden (Arbeits-)Situationen durchhalten mögen bzw. müssen, inszenieren sie Momente, in denen sie sich als Touristen definieren und damit das Vorrecht der elitären Touristen spielerisch experimentierend unterminieren. Zeugnis von diesen Inszenierungen sind unter anderem die unzähligen Fotos, die vor Swimming Pools, in den Flugzeugen, vor Nobel-Hotels usw. geschossen wurden und zu Hause in dicken Fotoalben auf den *Sala*-Tischen liegen und einem Begrüßungsritual gleich jedem Besucher vorgelegt werden.

Wie sehr Mary auch bemüht war, ihre Heiratsmigration als eine Erfolgsgeschichte zu erzählen und sich damit von weniger erfolgreichen oder gar gescheiterten Migrationsprojekten vieler Landsleute abzusetzen, verschleierte sie dennoch nicht ihre Schwierigkeiten und Opfer. Die Erfahrung der Einsamkeit und die Suche nach sozialer Zugehörigkeit war ihr mit vielen anderen *kababayan* gemein und nicht allein durch materielle Ressourcen zu beheben.

Die Gefahren beim Reden und Schweigen

So wurde Mary, ähnlich wie Fee in dem sozialen Umfeld ihres Mannes nicht wirklich heimisch. Sie war zwar stolz auf dessen Etabliertheit als Beamter, spürte aber gleichzeitig, wie fremd und unvertraut ihr beispielsweise Theaterbesuche und Vernissagen und das Reden darüber waren. Selten jedoch formulierte sie Gefühle der Entfremdung in einer selbstreflexiven Sprache, sie machte sie sehr viel häufiger an ‚handfesten‘, materialistischen Beschreibungen fest.

„Bevor wir geheiratet haben, habe ich ihm klar gemacht, was ich wollte: Ich wollte meine philippinische Familie regelmäßig unterstützen. Er willigte ein. ‚Ich will

Matrosen, Hausangestellte und Katalogbräute zwingt „andere“ (status- und klassenbewusste) Filipinos in ständige Distinktionsstrategien. Anekdotenreiche Episoden werden bei Aquilar (1996) beschrieben wie zum Beispiel folgende: „A middle-class Filipina living in Singapore was seen taking her toddler for a walk, and some Filipina domestic worker accosted her and inquired, „Pinakasalan ka?“ (Did he marry you?), assuming her to be a maid who had borne a child to her Singaporean employer“ (S. 120). Das „arrogante“ Wegsehen, um nicht dazugehören, das Rekurren auf ein weltläufiges Amerikanisch oder akzentfreies Deutsch sind die geläufigen spontanen Unterscheidungsreaktionen (siehe auch Lange 1993 und Fußnote 80 in Kapitel 2).

Erwähnenswert auch eine aufgebrachte Debatte in der philippinischen Tageszeitung, *Philippine Daily Inquire*, August 6, 1998: „‚Filipina‘ means DH (domestic helper) in Greek dictionary“.

nicht, dass du als Putzfrau arbeitest’, hat er gesagt. ‚Außerdem haben wir eine große Familie, die versorgt werden muss’. Und dennoch gibt es deswegen [wegen ihren Unterstützungsverpflichtungen] immer wieder Auseinandersetzungen. Z.B wenn ich neben den monatlichen Überweisungen [auf die sie sich geeinigt hatten] Sonderzahlungen brauche. Manchmal leite ich mein Haushaltsgeld um. Wenn er sich wundert, sage ich, ich habe das Geld hier in Deutschland gebraucht. Manchmal ist er ärgerlich.“

Mary formulierte zu weiten Teilen ihre Positionierung in der Ehe in einer materialistischen Sprache, in der *Ehemann* und *Arbeit* untrennbar miteinander verweben werden. Entweder wurde der Ehemann als großzügige Geldressource charakterisiert, oder aber, falls er Widerständigkeiten zeigte, als jemand, der bearbeitet werden musste. Dass sie auch jenseits ökonomischer Gesichtspunkte um eine Beziehung rang, thematisierte sie über die Schwierigkeit der deutschen Sprache, bei der sie resigniert aufgegeben habe, sie fließend zu erlernen.

„Schau, meine beiden Kinder sprechen jetzt schon besser Deutsch wie ich. Der Große korrigiert mich, wenn ich wieder etwas verkehrt sage. Dann schäme ich mich, erst recht, wenn ich ihn zurechtgewiesen habe und er dann sagt: ‚Das heißt aber so und so!’ Und mein Kleiner muss jetzt in den Kindergarten, damit er gut Deutsch lernt. Meine Muttersprache lernen meine Kinder nicht. Das wäre ja auch nur Visaya. Da ist es schon besser, sie lernen wenigstens Englisch.

Manchmal reagiere ich auch im Streit mit meinem Mann so heftig, weil ich nicht versteh. Ich sage etwas, und er versteht nicht, er versteht nicht die Bedeutung. Oder ich sage ein böses Wort, von dem ich nicht die wirkliche Bedeutung weiß, ein Wort, das ich so dahinsage, das aber meinen Mann ungemein verletzt. Und dann reagiert er ganz heftig. Oder ich heule, weil ich wiederum ein Wort viel zu ernst nehme. Mein Mann sagt dann: ‚So ist es doch nicht gemeint.’ Aber ich nehme es ganz ernst. Es verletzt mich innerlich sehr sehr.“ (Mai 1993)

Die deutsche Sprache macht sie zur Fremden in der eigenen Familie. Ihr großer Sohn verliert schon den Respekt vor ihr, eine auf den Philippinen undenkbar Haltung in einer Eltern-Kind-Beziehung. Gleichzeitig vertritt sie, wie die meisten meiner GesprächspartnerInnen das Argument, ihre Kinder nicht mit einer so fremden (!), philippinischen Sprache zu belasten. Wenn sie schon mit Zweisprachigkeit aufwachsen sollten, dann sei das Erlernen der englischen Sprache die bessere Investition. (Auf den Philippinen ist Englisch die Ausbildungssprache, sie wird aber dennoch von ihrer philippinischen Familie nicht gesprochen.) Tatsächlich war jedoch Deutsch die dominante Alltagssprache.

Auffallend war, dass kaum einer der deutschen Ehemänner die philippinische Sprache erlernt hatte. Andererseits beherrschten nur wenige Filipinas die deutsche Sprache fließend. Um so bemerkenswerter war, dass eine reduzierte Alltagskommunikation dennoch nicht als große sprachliche Störung problematisiert wurde. Man habe sich in die eigenwilligen Sprachschöpfungen des anderen allmählich eingehört, hieß es nicht nur einmal. Die Kommunikation gelinge in der Regel radebrechend, nonverbal einführend oder über die mehr oder weniger gut beherrschte Drittsprache Englisch ganz gut.

Bei Streit hingegen, beim emotionalen schnellen Austausch der Positionen wurde die Sprachlosigkeit oft als Behinderung formuliert. In Konfliktsituationen wurden die grundsätzlich unterschiedlichen Kommunikationsstile von „asiatischer Schweigekultur“ und „deutscher Streitkultur“ problematisiert. Philippinische Frauen beklagten das direkte, konfrontative, lautstarke Zeigen negativer Gefühle als höchst bedrängend und verletzend, wohingegen der indirekte „launische“ Rückzug, das „mimosenhafte“ Schweigen und Ignorieren so manchen Ehemann schon „auf die Palme gebracht hatte“. Schnell wurden den Frauen dann mangelnde Dialogbereitschaft, Gefühllosigkeit und Kälte vorgeworfen, während den Männern Streitsüchtigkeit unterstellt wurde, wo sie sich selbst noch beim klärenden Gespräch wähnten.

In der Beziehung zwischen Mary und Sebastian gab es offensichtlich unvereinbare Themen, die Sebastian nicht einmal mehr besprechen wollte, sondern nur noch mit einem distanzierenden, ritualisierten Singen kommentierte. So fing bei einer gemeinsamen Biergartenrunde mit Mary und ihrer Familie ihr Mann Sebastian einfach an zu singen, als Mary wieder bei ihrem sensiblen Thema, nämlich den „Intrigen“ ihrer Freundinnen, angekommen war.⁵⁵

„Mein Papa singt immer, damit es keinen Streit gibt,“ erklärte der sechs-jährige Sohn die mich verblüffende Situation. Mit den Beziehungsdynamiken seiner Frau wolle er nichts mehr zu tun haben, erläuterte Sebastian Schaffner, der für das paradoxe Verhalten seiner Frau kein Verständnis mehr hatte.⁵⁶ Da

55 Angesichts ihrer Enttäuschung über ihre ‚beste Freundin‘ Liza explizierte Mary, den in der *community* allpräsenten Neid-und-Intrigen-Diskurs: Filipinas seien schnell neidisch, eifersüchtig und missgünstig – *maingat at magtsismis* (und reden intrigant hinterm Rücken). Als Freundin habe sie Liza immer unterstützt, sei bei ihren Eheproblemen immer zur Stelle gewesen, habe mit Geld ausgeholfen, ohne groß zu fragen. Sie selbst hatte ja einen großzügigen Mann, der ihr Vollmacht zu seinem Konto überlassen hatte. Andere Männer würden ihre Frauen betäugen, als ob sie Diebinnen wären. Und dann habe Liza beleidigende Dinge über sie verbreitet, Intimitäten, die auch ihren Mann in Mitleidenschaft gezogen hätten. Mary konnte sich Lizas Verhalten nur mit Neid erklären. „Zu ihrem Geburtstag habe ich ihre Gäste zu mir eingeladen, auch um ihr zu helfen. Lizas Mann war ja so komisch. Da habe ich gedacht, machen wir doch bei mir ein Fest. Und dann hat sie gesagt, ich würde ihre Freundinnen wegnehmen wollen.“ (Mai 1993)

56 Vgl. hierzu auch Brunold (1999: 97), der aus der Perspektive des verständnislosen Ehemannes ähnliche Dynamiken in der kenianischen Exilcommunity als Krankheit beschreibt: „Wer gar keine Aussicht auf ein glückliches Leben hatte, der konnte offenbar seine Energien nur darauf verwenden, andere unglücklich zu machen. Und diese Energien waren bei Kenianerinnen beträchtlich.“ Eloquent und angewidert beschreibt er die Verwandlung, „die sich an vielen kenianischen Frauen in dem Augenblick vollzog, wenn sie ihr Glück gemacht glaubten. Wenn sie im weißen Hochzeitskleid aus der Kirche kamen, am Arm ihres weißen Ehemannes, dann war es, als hätten sie einen Aufzug betreten, und zwar eines dieser jüngsten Modelle, wie sie es aus dem Hotel Sheraton oder Intercontinental kannten mit markierten Sensoren an der Stelle der alten Knöpfe und mit Computerstimme. Dann fuhren sie mindestens ein Dutzend Etagen empor. Oben, förmlich

sie seine Ratschläge, nämlich sich abzugrenzen oder wenigstens „Klartext“ zu reden, nicht umsetzen könne, müsse sie diese Hassliebe für sich selbst regeln. Ihm sei sowieso nur eine Statistenrolle zugewiesen, über dessen Intimsphäre außerdem hämisch getratscht würde. Er habe einsehen müssen, dass er sich „für eine zärtliche Ehefrau eben auch eine große Portion Eigensinn eingehandelt“ habe. Im übrigen würde ihn „diese Szene“, und damit meinte er vor allem die deutschen Ehemänner von Marys Freundinnen, sowieso nicht interessieren. Im Gegenteil, er habe ein großes Bedürfnis, sich abzugrenzen.

Wo er sich für Abgrenzung und Distanz entschieden hatte, rang sie um Beziehung.

*Freud und Leid der Netzwerke oder:
Die duale Realität von Solidarität und Rivalität*

Was Sebastian an Marys Grenzziehungen unverständlich und paradox fand, schien Mary als Klärungsprozess immer wieder durchspielen zu müssen. Im Spannungsbogen von Identifizierungs- und Differenzierungsbedürfnissen wurden Freundschaften zu lebensnotwendigen Fluchtpunkten und Pufferzonen und waren gleichzeitig einer ständigen Überforderung ausgesetzt. In dieser Beziehungsdynamik neben dem starken Erfolgszwang des Migrationsprojektes sehe ich eine Erklärungsvariante für den sehr präsenten, stereotypen ‚Neid- und Intrigen-Diskurs‘.

Sich klar abzugrenzen, wie ihr Ehemann forderte, hätte möglicherweise bedeutet, den Kontakt zu ihren *kababayan* zu verlieren. Grenzenlose Freundschaft zu ihren *kababayan* wäre sicherlich mit den Abgrenzungsstrategien ihres Mannes kollidiert, der sein interkulturelles Experiment auf die Ehefrau konzentrierte und die damit verbundenen sozialen Gruppierungen distanziert ablehnte. Statt dessen inszenierte Mary geradezu den neidischen Vergleich, als ob sie sich in diesem vitalen Widerstreit ihrer eigenen Positionierung vergewissern müsste („mein Mann behandelt mich nicht als Diebin, sondern öffnet großzügig den Zugang zum Konto“).⁵⁷ Dass sie sich dabei auch der Stereotypen bediente, die im dominanten Diskurs der Ehemänner auftauchten – „Filipinas sind habgierig, neidisch und tratschen“ – verdeutlicht ihre ambivalenten Selbstverortungen. Sie grenzte sich von den ‚habgierigen‘ und ‚neidischen‘ Filipinas ab, ohne eine integrierte deutsche Ehefrau zu sein mit dem selbstverständlichen Habitus der sozialen Zugehörigkeit. In ihren Suchbewegungen zwischen deutscher, gut etablierter Ehefrau und philippinischer *kababayan* bediente sich Mary situationsbezogen verschiedener vorherrschender Redeweisen. Gegen die pejorative Abwertung der „Kultur“ ihrer Landsfrauen (Filipinas sind neidisch und habgierig) setzt sie ihre trotzig-selbstbewusste

aufgepumpt mit einem Gas namens Hochmut und vollends ihrer Sinne beraubt, schritten sie jetzt im Korridor gemessen ihrer Suite entgegen.“

57 Liza hatte die Botschaft in der Tat nicht nur als freundschaftliche Unterstützung, sondern sehr wohl als hierarchische Positionierung verstanden: Dein Mann ist ein ‚komischer Geizkragen‘! Und als retour sorgte Liza für Tratsch unter dem Motto: Marys Mann ist ein ‚schräger Liebhaber‘.

Großzügigkeit. (Weil ich Filipina bin, unterstütze ich meine Freundin und gönne meiner Familie Urlaub im eigenen Land. Gerade weil ich meine Wurzeln nicht vergessen habe, lasse ich die anderen an meinem sozialen Aufstieg teilhaben).

Im Neid-und-Intrigen-Diskurs artikulieren sich „narratives of displacements“ (Stuart Hall), werden soziale Prozesse in spezifischen Positionierungen verortet. Wie leicht nachvollziehbar ist, beinhalten die Dislokationen (Hall 1999: 394) philippinischer Heiratsmigrantinnen beispielsweise eine ungeklärte Staatsbürgerschaft (siehe oben) und den Schmerz, von nahen Familienangehörigen getrennt zu sein. Sie stehen für die Erfahrung einer widersprüchlichen Klassenmobilität und in der Folge für das Gefühl des sozialen Ausschlusses, d.h. in der sozialen Migrationsgemeinschaft wie auch in Bezug zur Herkunftsfamilie nicht richtig dazuzugehören. Sowohl Mary als auch Fee sind mit ihrer erfolgreichen Heiratsmigration in der sozialen Klassen-Hierarchie in atemlosen Tempo nach oben gekommen. Und ganz sicherlich gereicht ihnen das im philippinischen Kontext zu Respekt und Einfluss. Im deutschen Kontext erlebten sie ihre eigene Klassenmobilität jedoch immer wieder als widersprüchliche Spannung. Was sie als Erfolg genießen sollten und wollten, musste allzu oft als Defizit des selbstverständlichen Habitus⁹ des Dazugehörens verbucht werden. (Entsprechende sozial angemessene berufliche Anerkennung bleibt ihnen verwehrt. Besuche von Vernissagen und Theatervorstellungen und politische Streitgespräche mit engagierten Gewerkschafterinnen sind unvertrautes Terrain, die deutsche Sprache ist schwer zu beherrschen.)

„Neid“ wird in dieser Spannung zu einem Standort, von wo aus eine neue Art von Vermittlung formuliert werden kann. „Neid“ auf soziale Aufwärts-Mobilität birgt in sich die Kapazität, verschiedene Ichs in Anspruch zu nehmen: nämlich sowohl als Teil dieser sozialen Hierarchie zu erscheinen, als auch gleichzeitig abseits davon zu stehen. In einem solchen fortwährenden Such-Prozess der Identifizierung mögen sich neue überschneidende Subjekt-Positionen artikulieren, von wo aus über die *Beziehung* zwischen „Elite“ und „Unterschicht“, zwischen „deutsch“ und „philippinisch“, zwischen „arm“ und „reich“ gesprochen wird, als ob diese Gegensatzpaare potentiell austauschbar seien, und doch nie gegeneinander austauschbar sind. Im Teilen solcher gemeinsam durchlebten Suchbewegungen mag eine neue imaginierte, (globale) Gemeinschaft entstehen.

Betrachtet man die Suchbewegungen aus dem Blickwinkel der „ehelichen Anpassung“, so sind die Dynamiken bei den meisten Paaren meines Samples zunächst auf zwei verschiedenen Ebenen zu beschreiben: Im formalen Bereich liegt die Hauptlast der Anpassung bei den Frauen. Sie sind die Fremden im Land. Neben den gesetzlichen Positionierungen als nicht-deutsche Ehefrauen von deutschen Ehemännern (siehe oben u. Kriechhammer-Yagmur u.a. 1999) sind es die Ehemänner, die mittels ihrer Berufstätigkeit über Wohnort und Wohnkultur bestimmen. Im informellen Beziehungsbereich hingegen sind es vor allem die philippinischen Frauen, die tonangebend sind. Feste, Ausflüge,

Essenseinladungen oder Einkaufsbummel organisieren die Frauen innerhalb ihres ‚ethnischen‘ Referenzrahmens, d.h. innerhalb der Migrationsgemeinschaft, die sich außerdem nach regionalen Unterschieden und Spracheinheiten gliedert. Die deutschen Ehepartner erscheinen dabei häufig als geduldete Begleiter, denen in diesen Kontexten auch sprachliche Ausgrenzung zugemutet wird. Unter Landsleuten wird hemmungslos die Muttersprache gesprochen, manchmal gar als Geheimsprache inszeniert (vgl. auch Lauser 1997). Finden die deutschen Ehemänner keinen Anschluss bei anderen Gleichgesinnten – was einige Gesprächspartner wie beispielsweise Sebastian Schaffner ausdrücklich ablehnten – fällt ein großer Teil der familiären Freizeitaktivitäten auseinander. Dann ist die interkulturelle Ehe-Situation durch mehr oder weniger explizite und akzeptierte Grenzziehungen definiert. Ich kenne keine Filipina, die auf philippinische Netzwerke hätte verzichten können oder wollen, auch wenn bisweilen trotziger Rückzug verkündet wurde.

Während also Sebastian Schaffner in der Distanz für sich die pragmatischste Lösung formulierte, lockte Mary ihre älteste Schwester zunächst mit einem Touristenvisum nach Deutschland. Dabei verband sie sicherlich die Hoffnung, mit ihrer Schwester eine solidarische Vertraute, ein Stückchen Heimat, in ihrer Nähe zu wissen. Dass geschwisterliche Nähe nicht automatisch (intra-)kulturelles Selbstbewusstsein stützt und vor interkulturellen Verletztheiten schützt, zeigte sich an einigen heftigen Schwester-Konflikten innerhalb der *community*. So wird im philippinischen Kontext die Geschwisterbeziehung zwar als eine grundsätzlich solidarische hochgehalten, aber auch dort nicht widerspruchsfrei gelebt. Wie schwierig dieses Ideal zu leben ist, erst recht in einem Migrationskontext mit den beschriebenen vielfältigen Dislokationen, wird in der nächsten Begegnungsgeschichte zum zentralen Thema. In der Beziehungskonstellation von Sally und ihrer Schwester und ihren jeweiligen Ehemännern entspann sich ein fast kriminalstückreifes Zerwürfnis – auch über die Nationalgrenzen hinweg –, das sich zudem schwer kommunizieren ließ. Da sich mir diese Konfliktodynamik im Laufe unserer Begegnung erst nach und nach erschloss, möchte ich diesen Weg im folgenden nachzeichnen.

Sally und ihre Schwester Anna

Sally war über die indirekte Vermittlung ihrer Schwester Anna mit ihrem Ehemann Volker Kuhn zusammengekommen. Die Schwester Anna war bereits in Deutschland über *pen pal* mit dem Deutschen Walter Knapp verheiratet.

Volker Kuhn erzählte, wie er – nach einer einvernehmlichen Scheidung von seiner deutschen Frau nach dreizehn Jahren Ehe – unbedingt auf die Philippinen wollte und auf der Suche nach Tipps in seinem Bekanntenkreis an den Gemüse- und Obsthändler Walter Knapp verwiesen wurde.

„Ja, so habe ich überhaupt erst Sally kennen gelernt. Als ich auf die Philippinen fahren wollte, habe ich mich umgehört. Annas Mann hat mir dann ein paar Sachen und Bargeld mitgegeben, um es dort persönlich bei der Familie abzugeben. Das habe ich getan und dabei Sally kennen gelernt. Da habe ich mich schon in sie verliebt, aber

erst recht dann beim zweiten Mal. Sie ist so temperamentvoll und ein wenig verrückt, ohne wirklich verrückt zu sein. Das mag ich an ihr. Sally ist ganz anders als ihre Schwester. Die Schwester ist sehr unselbständig und schüchtern, braucht immer jemanden, an den sie sich anlehnen kann. Zuerst der Vater, jetzt liefert sie sich diesem Mann [ihrem Ehemann] aus und dann ist sie, wie soll ich sagen, nicht so wie Sally, also sie ist – dumm; sie versteht und begreift sehr wenig.“⁵⁸

Sally und Volker planten nach fünf Jahren Deutschland und erneuter Arbeitslosigkeit Volkers eine Existenz auf den Philippinen. Ein Pate (*ninong*) Sallys besaß dort eine gut florierende Perückenfabrik.⁵⁹ Geplant war, zunächst in einer angegliederten Manufaktur handgeknüpfte Perücken herzustellen und per Vertrag den *Ninong* zu beliefern, der bereits gute weltweite Geschäftsverbindungen hatte.

„Wir haben alles genau durchgerechnet. 1600 DM monatlich wäre von Anfang an drin gewesen und das ist auf den Philippinen eine Menge Geld. Das wäre ohne weiteres zu steigern gewesen. Die nötigen Geschäftsverbindungen hatte der *Ninong* ja. Aber als dieses Theater losging, ist er aus den Verträgen ausgestiegen. Da die Verträge schon abgeschlossen waren, hätte ich darauf bestehen können, dass er sie einhält. Aber ohne sein Vertrauen und seine Zusammenarbeit wäre das wohl nicht gut gegangen – in einem Land, wie den Philippinen. Wenn er mich nicht mit Aufträgen beliefert und mir misstraut, dann hätte das sehr schnell bankrott gehen können. Und so ist es erst mal nichts mit meiner Existenz auf den Philippinen. Na ja, jetzt bleib ich erst mal hier und verteile Knöllchen⁶⁰, was bleibt mir auch anderes übrig,“ erläuterte Volker.

Was Volker als „Theater“ bezeichnete, deutete Sally als einen Rechtsstreit an. Da ich ihre vielfältigen Andeutungen nicht zu einer zusammenhängenden Geschichte zusammenbringen konnte, berichtete ihr Mann Volker, was Sally offensichtlich nicht so einfach erzählen konnte: Als Sally und Volker letzten Winter auf die Philippinen gefahren waren, um die Bedingungen ihrer neuen Existenz vor Ort zu klären, hatten sie der Schwester und dem Schwager ihre

58 September 1992. Alle folgenden Zitate sind nach verschiedenen Gesprächsschnitten ins Schriftdeutsch übertragen. (Gesprochen wurde starker Dialekt, und eine eigenwillige Mischung aus Englisch, Deutsch-Dialekt, Pilipino – und Bicolano. Letztere Sprache redete Sally ausschließlich mit ihren Freundinnen, die aus derselben Region – nämlich Bicol kamen.)

59 Die großväterliche Seite Sallys wurde als ‚chinesisch‘ definiert. Als armer Bauer sei der Urgroßvater auf die Philippinen eingewandert. Ihm sei es dann gelungen, ein großes, reiches Imperium aufzubauen. Der Name Yap stünde von Malaysia bis Bicol (eine Provinz der Philippinen) für internationale Konzerne und große Ländereien. Und so sei auch Sally als Mädchen wie eine Prinzessin bei den Großeltern aufgewachsen. Seit seiner Ehe mit Sally versuche Volker, in diesen Netzwerken Fuß zu fassen. Es sei ihm bis heute ein Rätsel, warum er außer ein paar netten Begegnungen auf Familienfeiern noch nichts erreicht habe. Da gäbe es Familienrätsel, die er noch nicht habe entschlüsseln können.

60 Volker hatte kurz zuvor auf dem Arbeitsamt eine Stelle als Verkehrsüberwacher (Knöllcheneintreiber) zugesichert bekommen. Von der Ausbildung her sei er Installateur und „Wasseraufbereitungstechniker“ und habe in diesem Beruf auch in Entwicklungsprojekten in Malaysia gearbeitet.

Wohnungsschlüssel überlassen, um nach den Blumen und der Heizung zu schauen.

„Und dann hat der Schwager alles ausgeräumt und vergeigt und verjübelt – und uns in unsägliche Schwierigkeiten gebracht.

Wir können es bis heute nicht richtig fassen. Die Geschichte ist so unglaublich, dass uns manchmal der Staatsanwalt fast nicht glauben will. Und Anna ist halt eine sehr schwache Frau“, versuchte Volker zumindest die Schwester zu entlasten.

Anscheinend hätte der Schwager nicht nur die ganze Wohnungseinrichtung „ausgeräumt“ und „vergeigt“, sondern in Volkers Namen weitere „krummen Dinger“ gedreht.⁶¹ Schließlich hätten Volker und Sally in entspannter Ferienstimmung auf den Philippinen einige sie verwirrende Briefe erhalten: Einen Brief von Volkers Mutter, die über ein Gespräch mit dem Vermieter und die Neuvermietung der Wohnung berichtete. Wenn er nicht mehr zurückkehren wolle, wolle sie es von ihrem Sohn persönlich erfahren und nicht von dem Vermieter. Ein anderer Brief vom Schwager teilte ihm mit, dass er, Volker, wegen Betrugs von der Polizei gesucht würde, und er daher am besten überhaupt nicht mehr zurückkehren solle, wolle er nicht gleich „in den Knast einfahren“.

„Ich habe überhaupt nichts mehr verstanden und habe mir gesagt ‘wenn man eine reine Weste hat und unschuldig ist, dann muss man erst recht auf eine Botschaft gehen’. So bin ich sofort auf die deutsche Botschaft gegangen, um zu erfahren, was gegen mich vorliegt. Da lag nichts vor und ich habe daraufhin versucht, meine Mutter zu kontaktieren, um etwas Aufklärung zu bekommen. Auf einmal war mitten in unseren Urlaub das reine Tohuwabohu eingebrochen. Bis schließlich meine Mutter mich telefonisch erreichte. Na ja und da deutete sich an, dass das alles mein Schwager ‘organisiert’ hatte.“ (September 1992)

Sally soll fassungslos gewesen sein. Sie habe getobt vor Wut, wie eine Furie – „like the Pinatubo“ – bestätigte Sally. Wieso hatte ihre Schwester so etwas zulassen können?! Und während Volker noch nach verständnisvollen und psychologischen Erklärungen⁶² suchte, sann Sally nach Rache⁶³. Dabei schien

61 „Der ist auch so ein schwarzes Schaf in seiner Familie. Jetzt kommt so nach und nach raus, was der schon alles für krumme Dinger gedreht hat. Damals wussten wir das ja noch nicht, sonst hätten wir ihm nicht den Wohnungsschlüssel hinterlassen. Jetzt summiert sich das Wissen über sein Sündenregister. Von Haus aus reich, selbst ohne Ausbildung, mit Sprachfehler und hässlich und einigen verkrachten Existenzversuchen. Als einziger Sohn total verwöhnt. Seine Mutter zieht ihn wohl immer wieder aus dem Dreck raus. Sie steht halt zu ihm als Mutter. Na ja würde ich von meiner Mutter ja auch erwarten. Das sind eben sehr starke Bande. Aber offensichtlich hat er auch schon seiner eigenen Familie Unmögliches angetan. Die sind ja ganz gut reich, mit wertvollen Gemälden und so. Zuerst hat er einige fälschen lassen und verschachert. Echte Schätze hatten die, und die hat der mit der Zeit verschachert, aus dem Familienbesitz heraus verschachert.“ (Oktober 1992)

62 „Ich sehe das schon als Erklärung, Sally nicht so sehr: Also vor ein paar Jahren hatte Anna sich in einen anderen Mann verliebt, ist also fremdgegangen. Als ihr

Sally wesentlich mehr über die anschließenden Vorwürfe ihrer Schwester verletzt zu sein als über deren unsolidarisches Verhalten angesichts der Taten des Ehemannes.

„The book is closed, because she said bad things about me.“⁶⁴

“Was denn für schlechte Dinge?“

„That I am *masama*, *walang utang na loob* at *walang hiya*. She said, that I am a bad daughter, that I never sent money at home. That I always spent the money for my own things. That I am always thinking at my own life. ... Of course, that is not true. And that is why I don't speak with her anymore.“ (September 1992)

Nach einem halben Jahr habe die Schwester zum ersten Mal wieder bei den Eltern auf den Philippinen angerufen, nachdem der Kontakt auch zwischen Anna und den Eltern geruht hätte. Sally habe es ebenfalls bei einem Telefonat mit ihren Eltern erfahren. Sie selbst könne sich keine Versöhnung mehr mit ihrer Schwester vorstellen. Eltern-Kind-Beziehungen seien eben doch nachsichtiger als Geschwisterbeziehungen.

Sally und Anna seien ja nun Todfeinde, hieß es immer wieder im Netzwerk-Tratsch. Und offensichtlich verlangte dieser heftige Geschwisterstreit auch nach Positionierungen im sozialen Beziehungsnetz. Konnte man sich bis dahin einem breitgefächerten Beziehungsnetz zugehörig fühlen, wurde nun an Verabredungen⁶⁵ genau registriert, ob man mehr auf Sallys oder doch auf Annas Seite stand.

„Anna hat sich ja nun, so anlehnungsbedürftig, wie sie nun mal ist, auch an ganz anderen Filipinas orientiert. Sie verkehrt nun mit anderen Filipinas, die anders auftreten, ehm selbstbewusst. Und sagen wir mal, nicht dass sie es jetzt noch sind, da kennen wir auch einige, sehr normale anständige Frauen, ehm, mit Frauen, die eben

Mann das erfahren hat, hat er sie absolut erpresst. Der andere Mann wollte Anna heiraten, es war schon eine ernste Geschichte. Aber Annas Mann hat ihr gedroht, dass er ihr Kind wegnehmen würde und dass er sie ohne ihr Kind auf die Philippinen zurückschicken würde. Das hat Anna sehr erschreckt und sie war zu dumm und schwach und unselbständig, um sich dagegen zu wehren. Sie ist nicht so wie Sally. Außerdem ist Annas Schwiegervater Rechtsanwalt. Sie glaubte, dass er automatisch auf der Seite seines Sohnes wäre. Das alles hat Anna Angst gemacht, und obwohl der andere Mann sie wollte, ist sie dann beim Schwager geblieben. Der hat sie seitdem ganz schön in der Hand. Das erklärt vielleicht, warum sie keinen Einfluss auf ihren Mann hat und in dem Konflikt sich nicht mit der Schwester solidarisiert hat, sondern mit dem Mann.“ (Oktober 1992)

63 So sei sie drauf und dran gewesen, mit Gewalt gegen ihre Schwester vorzugehen. Ihre Wut sei noch so glühend, dass sie sich vorstellen könne, ihrer Schwester, sobald sie auf die Philippinen fahren würde, zu folgen, um ihr etwas anzutun. Denn auf den Philippinen würde man sie verstehen und nicht bestrafen, ganz im Gegensatz zu Deutschland.

64 Auch in anderen Zusammenhängen habe ich bei ähnlich unerbittlichen Gefühlsausbrüchen vergleichbar stereotype Antworten bekommen, deren intensive Dramatik mir nicht unmittelbar nachvollziehbar schien.

65 Und so blieb es auch nicht aus, dass eine „unparteiische“ Ethnologin sich nur schwer einem aufgewühlten „Tratschzirkel“ entziehen konnte.

„EIN GUTER MANN IST HARTE ARBEIT!“

Prostituierte sind eh waren, die aus einem solchen Milieu kommen. Ehm das mit der Prostitution muss man ja ein wenig anders sehen. Viele sind ganz normale Frauen jetzt, da kennen wir auch einige.“ (Oktober 1992)

So kommentierte Volker eine Trennlinie, die – nicht nur in diesem Streit – entlang von Ehrbarkeit und Ansehen bzw. Unanständigkeit beredet und gezogen wurde. Wie verletzend das „Filipina-Geschwätz“ treffen konnte, musste nun auch sein Freund Alex erfahren, der sich eigentlich immer raushalten wollte und nun auf einmal seine philippinische Frau Almut als Zielscheibe des ‚Huren-Diskurses‘ sehen musste.

„Stell dir vor, Sally soll überall herumerzählen, dass Almut eine Hure sei,“ empörte er sich. Wir haben es erst neulich von Anna erfahren. Was Filipinas so reden, da mag ich gar nichts darauf geben [...] Aber wie kommt sie darauf? Wir waren immer gut befreundet. Volker ist ein guter Freund. Er war es, der mich für die Philippinen begeistert hat. Über ihn bin ich bei meiner ersten Philippinenreise herzlich in Sallys Familie beherbergt worden. Und nun erzählt Sally, dass sie mich als armen Studenten durchgefüttert habe und ich nicht dankbar sei.“ (November 1992)

Auch Almut's Gesicht verdüsterte sich: “I don't know why she is telling such things about me. I never spoke bad about her. I am not against her. I don't take anything away from her.” (November 1992)

Alex' Empörung steigerte sich, als ich erwähnte, diesen Tratsch auch schon gehört zu haben. Und im Handumdrehen redete ich nicht mehr *über* Tratsch, sondern war selbst involviert. Alex kompensierte seine Enttäuschung sowohl mit Selbstverteidigung als auch mit Gegenargumenten (zum „Filipina-Geschwätz“). Und so erfuhr ich, dass Volker zwar ein liebenswertes, aber dennoch verwegenes „Schlitzohr“ sei: Volker sei schließlich zusammen mit seinem Schwager bei einem gemeinsamen Projekt pleite gegangen. Der Schwager wollte wohl nicht die ganzen Schulden alleine buckeln und habe sich einiges in Wertgütern geholt.

Nun denn, Alex und Almut hatten versucht, mit beiden Seiten befreundet zu bleiben. Das mag sie unter anderem in die *Tsismis*-Schusslinie gebracht haben. Dass beide außerdem ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, wo Sally den Erfolg ihres Migrationsprojektes grundsätzlich in Frage stellen musste, sich glücklich und offensichtlich erfolgreich etablierten, schien für Sally eine große Provokation zu sein. Es schien ihr ein Bedürfnis zu sein, an diesem Erfolg zu kratzen und auch die Schattenseiten ins Licht zu rücken. (Zur Beziehungsgeschichte von Alex und Almut siehe weiter unten.)

„*Contesting values*“

Die Intensität mancher Konflikte, die an *hiya* und vor allem an *walang hiya* festgemacht wurden, erschloss sich mir nur allmählich. Konnte ich zunächst nicht die tief verletzende Wirkung solcher Anschuldigungen nachvollziehen, lernte ich erst nach einem komplexen Verständnis jener zentralen Bedeutungen die Tragweite der Konflikte verstehen.⁶⁶ Wie bereits in Kapitel 4 (*Pamilya*

66 Auch das mich in seiner Vagheit bisweilen quälende *bahala na* (it is up to you, wobei immer erwartet wird, die Verantwortung für sich selbst in Beziehung zum

und die Bedeutung von Beziehungsketten und lokalen Wertekonzepten) diskutiert wurde, stehen *hiya* und *utang na loob* für ein sensibel ausbalanciertes Gefühl der gegenseitigen Verpflichtungen. Sie werden als zentrale Wertekonzepte verhandelt und gelten als philippinische „Kernwerte“ (Rafael 1988, Hollnsteiner 1973).

In einer gruppen- und familienorientierten Gesellschaft wie der philippinischen mit *walang hiya* und *walang utang na loob* gebrandmarkt zu werden und von der Verwandtschaftsgruppe aufgrund der Vorwürfe geächtet zu werden, bedeutet eine Bestrafung, bei der die Position und soziale Integrität einer Person ernsthaft in Frage gestellt wird, ja gelöscht werden kann. Da die individuelle Identität in der philippinischen Gesellschaft immer *relational* über die Positionierung innerhalb der Verwandtschaftsgruppe wahrgenommen wird, bedroht die Ausgrenzung aus der Gruppe das soziale Ansehen und den gesellschaftlich anerkannten und möglichen Aktionsradius, ja die gesamte Identität (vgl. Bulatao 1964, Enriquez 1986, 1989, vgl. die Ausführungen weiter oben in Kapitel 4).

Diese philippinischen Werte kollidieren nun in der neuen Heimat mit egozentrischen und individualistischen Wertekonzepten. Besonders die deutschen Ehemänner als die neuen Bezugspersonen und notwendige Beziehung der eigenen Familie, widersetzen sich häufig dem familienzentristischen philippinischen Referenzrahmen, wollen oder können ihn nicht verstehen und mittragen, oder fordern gar explizit Loslösung und Emanzipation.

Sallys heftige Reaktion steht als Beispiel für eine schwierige Verhaltensbalance, bei der trotz aller individualisierenden Experimente die Nabelschnur zu den Schlüsselwerten der Herkunftskultur und -familie nur unter äußersten Schmerzen in Frage gestellt werden darf. Dass ausgerechnet ihre Schwester Anna aus der Position der eigenen, möglicherweise egoistischen Unzulänglichkeit Sally vorwirft, eine Person ohne *hiya* zu sein, ist das Größte, was man einem Familienmitglied antun kann. Es kommt einem Abbruch der Beziehung gleich, die Person Sally wird außerhalb der sozialen Ordnung positioniert. Durch den Rückzug des *Ninong* aus den existenzgründenden Verträgen wurden für Sally und Volker die direkten Auswirkungen unmittelbar spürbar. Die Idee einer gut abgesicherten Existenz auf den Philippinen musste wieder in fernere Horizonte rücken, nachdem sich auch die existentielle Grundlage in

anderen zu setzen) entschlüsselte sich nicht nur als „fatalistische Resignation“ (wie es verkürzt oft gedeutet wird) sondern in seiner verwobenen Tragweite: „*Bahala na* is hard to translate, but it suggests the following ideas: ‚so be it‘, ‚never mind‘, ‚what will happen will happen‘, ‚I’ll manage‘, ‚things will turn out alright somehow‘, [...] *bahala na* strikes a curious relationship to *pakikiramdam*. At first, it might appear that *bahala na* is characterized by resignation, passivity, and fatalism, whereas *pakikiramdam* is characterized by deliberate thoughtfulness. Indeed *bahala na* has gotten a bad name. However, it might also be said that *bahala na* is an acceptance of the personal limitations inherent in any ambiguous or helpless situation. It allows for flexibility, openness, and improvisation in responding. The same sort of responding seems to be at work in *pakikiramdam* behavior“ (Mataragnon 1988: 257).

Deutschland als prekär und alles andere als erfolgreich und wohlhabend abzeichnete.

Während die Werte *utang na loob* und *hiya* auch in der Migration unangreifbar zu sein schienen und nur unter heftigen, durchaus nicht seltenen Konflikten in Frage gestellt wurden, schien der ‚Anständigkeitsdiskurs‘ sehr viel größere Spielräume zuzulassen. Die prekäre Trennungslinie zwischen anständig und unanständig wurde ähnlich wie auf den Philippinen in situativen Bewertungen zur Disposition gestellt. Als Moment der sozialen Kontrolle und des Neides wurde sie vor allem im Tratsch (*tsismis*) inszeniert. Und entsprechend wurde die soziale Wirkung als lästige, verletzende und ausgrenzende Doppelmoral wahrgenommen. Bemerkenswert war jedoch – ähnlich wie auf den Philippinen –, dass der Vorwurf, eine Hure zu sein, nicht in demselben Ausmaß die soziale Integrität einer Person/Frau in Frage stellte, wie der Vorwurf, *walang hiya* zu sein.⁶⁷

Auf den Philippinen gäbe es eigentlich eine simple Mathematik und die laute: Frauen, die Kinder von verschiedenen Männern haben, seien Huren, erklärte mir Sally lapidar, als ich sie nach den Gründen diverser „Huren-Tratschereien“ in der *community* befragte. Mit wie vielen Männern eine Frau leben könne, bis man sie als „unanständig“ oder „Hure“ abwerte, hänge unter anderem vom sozialen Status und Prestige ab. Laut Sally sähe man einer Frau aus einer reichen angesehenen Familie mehr nach als einer Frau aus einer „normalen“ (Mittelschichts-)Familie. Die Freiheiten reicher (ebenso wie armer) Frauen seien größer. Zum Beispiel:

„Meine Freundin Rachel, die aus einer angesehenen Familie kommt – ihr Vater war Bürgermeister der Provinz-Stadt [die auch Sallys Heimatstadt ist]. Rachel war die *querida* von einem Bruder von Ramos.⁶⁸ Dieser Ramos liebte Rachel sehr. Er hing sehr an ihr und war sehr großzügig zu ihr. Aber irgendwann verliebte sich Rachel in einen, von dem sie ein Kind bekam und mit dem sie zusammenleben wollte. Ihr *Sugar daddy* war untröstlich und wollte sie wieder zurückgewinnen. Aber sie wollte (trotz aller Vermittlungsversuche und Angebote) nicht mehr seine Geliebte sein. Sie wollte mit dem neuen Mann zusammenleben, obwohl es ein sozialer Abstieg war. Erst als Rachel sich Jahre später von diesem Mann trennte, war ihr Ruf angekratzt.“ (frei übersetzt nach einem Interview im Dezember 1992)

„Was machte sie dann?“⁶⁹

„Sie ging als Sängerin nach Japan. Mittlerweile ist sie mit einem jungen Japaner verheiratet, der einen Nachtclub besitzt. Sie sieht so attraktiv und jung aus, als ob die Jahre einfach an ihr vorübergegangen seien. Sie fährt oft auf die Philippinen und besucht auch meine Familie. Als ich auf den Philippinen war, habe ich sie getroffen. Wir waren früher eine Clique.

67 Siehe hierzu Kapitel 4, wo die der philippinischen Geschlechterordnung inhärenten Widersprüche aufgezeigt werden. Ein Widerspruch zwischen Doppelmoral und Gleichheitstradition wird besonders auch an dem Phänomen der *querida* deutlich.

68 Ehemaliger Präsident der Philippinen.

69 Steht diese Geschichte für die Selbstverständlichkeit abweichenden Verhaltens oder ist es eine Geschichte, die zeigt, was alles möglich ist, ohne deswegen selbstverständlich zu sein?

Eine andere aus der *barkada* (Clique) wurde Stewardess bei der Philippine Airlines. Sie hat einen 72-jährigen Piloten, einen Amerikaner geheiratet. Aber sie hat den Mann vor uns versteckt und die Heirat zuerst verheimlicht, weil sie wusste wie ich bin, dass ich meine Scherze mache. Als ich sie bei meiner ersten Heimreise besuchen wollte, bin ich zu ihrem großen schönen Haus gegangen, das er ihr gebaut hat. Sie war aber nicht da, sondern irgendein alter Amerikaner. Ich fragte ihn: ‚Wo ist denn Gingin?‘ Und er sagte: ‚Meine Frau ist gerade nicht zu Hause.‘ So erfuhr ich, dass sie mit ihm verheiratet ist. Danach habe ich erst recht meine Scherze mit ihr gemacht. Wenn ich sie fragte, ob sie mit ihm sexuell verkehre, dann lachte sie nur. Sie fliegt oft zwischen Amerika und den Philippinen, auch nach Deutschland. Aber diese Kontakte sind nichts mehr für mich.“ (ibid.)

Sally musste ihre derzeitige Lebensphase als chaotisches und schwer überschaubares Terrain erleben und sich fragen, inwieweit wichtige Ziele, die mit der Heiratsmigration verbunden waren, noch im Bereich des Machbaren liegen. Angesichts der aktuellen Unsicherheit und des momentanen Scheiterns⁷⁰ werden erfolgreiche ehemalige Vorbilder kritisch unter die Lupe genommen, um sie gegebenenfalls auf der Folie der eigenen Enttäuschung und Orientierungslosigkeit zu entmystifizieren.

Aber auch die parallele Geschichte von Alex und Almut zog Sallys dekonstruierenden *Tsismis*-Blick auf sich. Alex hatte zum engen Freundeskreis von Volker und Sally gehört. Dabei hätte es Sally gerne gesehen, wenn Alex sich mit einer weiteren jüngeren Schwester von ihr zusammengetan hätte. Statt dessen lebte Alex nun mit einer anderen philippinischen Frau Almut eine fast demonstrativ zufriedene und glückliche Ehe. Sie würden ein Kind bekommen und konnten bereits auf transnationale erfolgreiche Familienverbindungen zurückgreifen. Almuts und Alex' Ehe-Geschichte schien unter sehr viel günstigeren Sternen zu gedeihen als Sallys und Volkers Etablierungsversuche und alle Anzeichen einer transnationalen Erfolgsgeschichte zu haben.

Etablieren:

Zwischen „Sesshaftwerden“ und transnationaler Familienvernetzung

Wenn ich die Begegnungsgeschichte von Alex und Almut als letzte Erzählung vorstelle, so ist diese, genauso wenig wie die anderen, repräsentativ im Sinne der Allgemeingültigkeit. Statt dessen ist mir daran gelegen, verschiedene Stimmen und Perspektiven nebeneinander zu stellen, um die Bandbreite möglicher Lebenswelten im Kontext der Heiratsmigration vorzustellen. Damit einher geht meine grundsätzliche Skepsis gegenüber Generalisierungen und dem Anspruch, möglichst widerspruchsfreie Antworten zu liefern. Durch die unterschiedlichen Perspektiven möchte ich zeigen, dass gerade keine einfachen Antworten bereit liegen, sondern dass es zunächst um ein Verstehen der verschiedenen subjektiven und interaktiven Motive geht. So ist auch diese letzte Geschichte eine unter vielen Etablierungsgeschichten, deren Erfolg und Dynamik offen ist und die noch nicht zu Ende erzählt ist.

70 Nicht nur ihre ökonomische Krise enttäuschte sie, auch bezüglich der Familienplanung erfüllte sich ihr heiß ersehnter Kinderwunsch nicht nach Plan.

Die Aufdringlichkeit, mit der die durch Heiratsmigration geprägte Erfolgsgeschichte von Almut und ihrer Familie sowohl in Deutschland unter ihren *kababayan* als auch auf den Philippinen im Umfeld des familiären Touristikunternehmens neidvoll kommentiert wurde, lässt ahnen, wie sehr ein globalisierter Migrationsdiskurs und dessen kapitalistische Auswirkungen in die engen familiären Beziehungen eingedrungen sind. Almut ist bereits in der zweiten Generation eine Heiratsmigrantin. Sie setzt fort, was ihre Mutter in den 1980er Jahren während einer Migration als *domestic helper* in Singapur begonnen hatte. Da die Heirat der Mutter zumindest nach außen sichtbar zu Wohlstand geführt hatte, mag folgende Geschichte als herausfordernde Vorlage und Folie in vielfältigen Tratsch-Gesprächen verhandelt werden.

Almut und Alex und das touristische Familienunternehmen

Bereits in unserer ersten Begegnung im *Asia-Food-Laden* verortete Almut ihren familiären Kontext in einen mobilen von Migration geprägten Raum: Die Mutter sei seit neun Jahren mit einem Deutschen verheiratet, der als Ingenieur bei Siemens derzeit zwischen Saudi-Arabien und München pendeln würde. Kennen gelernt hatte ihre Mutter ihren deutschen Mann in Singapur, dann hätten sie alle einige Zeit zusammen in Manila gelebt. Als die Mutter ihrem Mann nach Deutschland gefolgt sei, habe sie mit ihren Brüdern und ihrer Großmutter in Manila und vor allem in der Provinz in den südlichen Visayas gelebt.

“I say to my grandmother *inang* (Mutter) and to my mother *lola* (Großmutter)”, kommentierte Almut lachend, was in neuesten Forschungen unter dem Begriff *transnationale Mutterschaft* diskutiert wird (Hondagneu-Sotelo 2001). Rhacel Parreñas (2001) bezeichnet die Mutterschaftsform, die im Falle langjähriger Trennung entsteht als „commodified motherhood“, da die Verbindung zwischen Müttern und ihren Kindern vor allem über materielle Güter, finanzielle Hilfen und die Bezahlung einer guten Schulausbildung charakterisiert sei. Mit westlichen Mutterschaftsvorstellungen sei dieses Phänomen nicht ausreichend zu analysieren, da die Fürsorglichkeit einer guten Mutter nicht nur an ihrer Symbiose mit dem Kind festgemacht werden könne.

Dort, in der Heimatprovinz ihrer Großmutter, also der mütterlichen Linie, hatte ihre Mutter seit Mitte der 1980er Jahre an einem malerischen Strand mit dem Geld ihres deutschen Ehemannes eine gut florierende romantische Hotelanlage aufgebaut. Ihre Mutter würde mittlerweile hauptsächlich dort bzw. in der nahegelegenen Provinzstadt leben. Wenn sie in Deutschland sei, was immer wieder für einige Monate der Fall sei, übernehmen ihre Brüder (also Almuts Onkel) die Geschäftsführung. „Daddykurt“, der deutsche Ehemann, würde ein bis zwei Mal im Jahr längere Urlaube auf den Philippinen verbringen, wenn er nicht in Saudi-Arabien oder in München weilen müsse.

Wie *sie* ihren Mann kennen gelernt habe, wollte ich wissen. Almut lachte: „That is really a wonderful, fantastic lovestory.“

Die ausführliche Version ihrer Liebesgeschichte, die in dem touristischen Kontext ihren Anfang nahm, erzählten mir Alex und Almut, als ich sie drei

Wochen später in ihrer Wohnung besuchte. Gleich an der Tür begrüßte mich Almut ausgelassen. Stolz zeigte sie ihren Ring: „I am married now.“ Und zu ihrem Mann: „Honey, be my housewife and make the coffee, please!“

Ich bekam neben Kaffee und Kuchen einige Fotoalben gereicht, und Almut erläuterte anhand von Fotos von Familienfeiern im mütterlichen Strandhotel die diasporischen und interkulturellen Familienverhältnisse, die sie erstaunlich matrifokal schilderte:

Demnach sind mehrere Familienmitglieder mit *Nicht-Filipinos* verheiratet. Ihre Mutter ist wie bereits erwähnt mit einem *Deutschen* verheiratet. Eine Tante ist in *Amerika* mit einem *Amerikaner* verheiratet und ein Großvater ist in *Amerika* mit einer *Japanerin* verheiratet. Eine andere Tante lebt in *Spanien*, und eine weitere Tante sei auch mit einem *Deutschen* verheiratet, zusammen würden sie in Ermita eine Kneipe „Old Heidelberg“ betreiben. „I said to my brother, you have to marry a wife in another country, so we are everywhere.“ Stolz zeigte Almut Fotos von ihrem hübschen achtzehn-jährigen Bruder, der auf den Philippinen Psychologie studieren würde und ein rechter Frauenheld sei. Weitere Verwandten tauchten auf den Bildern auf: Eine *pinsan*, die ebenfalls in Deutschland verheiratet sei, eine weitere Cousine, deren Haut zu hell sei, um für einen Deutschen attraktiv zu sein.⁷¹ Ein Onkel, der zur See fährt.⁷²

Alex legte einen dicken Ordner als Beweis seines „Papierkrieges“ hinzu.⁷³

„Dieselben Beamten, die mich schikaniert⁷⁴ haben, marschieren dann bei den Lichterketten gegen Ausländerfeindlichkeit mit. Es ist menschenunwürdig, eine wahre Liebesgeschichte so zu behindern,“ begann Alex. „Und dennoch haben uns Tausend Zufälle zusammengefügt!“

Bereits bei seiner ersten Reise, die stark durch Sally und Volker gefördert worden sei, sei seine Leidenschaft für das Land und seine Leute erwacht, es war für ihn völlig klar, dass er wiederkommen wolle. Außerdem forderten die Dschungelberge, Vulkane und vor allem die Korallenriffe seinen sportlichen Ehrgeiz heraus.

Zuerst mochten sie sich überhaupt nicht, bestätigten beide. Jeder erzählte, wie unmöglich er/sie den anderen/die andere fand: Am Anfang, betonte Al-

71 Im philippinischen Alltagsdiskurs zur Schönheit gilt helle Haut im Gegensatz zur dunklen als schön (Rafael 2000).

72 Außer den Brüdern der Mutter (also den Söhnen der Großmutter) tauchten auf den Fotos kaum Männer auf. Eine erstaunlich große weit verstreute matrifokale Familie, wo – zumindest auf den Fotos – die Männer abwesend waren.

73 Ich schaute mir den Ordner mit all den Papieren an, den eindrucksvollen philippinischen mit Goldschleifen und Siegel und den nüchternen deutschen.

74 So hätten sie von ihm mindestens fünf Jahre Rentenversicherungsnachweis verlangt. Da er aber noch eingeschriebener Student sei, hätte er diese Papiere nicht. Als seine Eltern Unterhaltsfähigkeit bestätigt hätten, hätten sie die nächste Hürde gesucht. So wäre es über Wochen sukzessive gegangen. Auch wegen Almut habe es unzählige bürokratische Schwierigkeiten gegeben; denn auch sie hätte von den Eltern eine Einverständniserklärung benötigt, und der biologische Vater sei un-auffindbar gewesen.

mut, habe sie sich überhaupt nicht für Alex interessiert, sie habe ihn unter die Kategorie Sextourist eingeordnet. Im übrigen sei sie zu der Zeit eigentlich eine „Männerhasserin“ gewesen. Später im Gespräch gab sie allerdings zu, dass sie sich von Anfang an ziemlich heftig über seine philippinische Begleiterin aufgeregt habe, die wie ein Äffchen an ihm gehangen habe.⁷⁵

„Am Anfang, das muss ich ganz ehrlich sagen, reizte mich ihre egozentrische Arroganz. Sie stand da vorne an der Rezeption, spielte sich als Geschäftsführerin auf und flirtete mit allen Männern. Wie ein verwöhntes Weib, die alles bekommt, was sie will, die sich immer ins rechte Licht stellt. Der wollte ich es zeigen. Ehrlich, ich wollte sie in mich verliebt machen und ihr dann eine Abrechnung verpassen, sozusagen als Lektion gegen ihre Selbstherrlichkeit. Aber dann kam doch alles ganz anders,“ berichtete Alex lachend seinen Part. (Februar 1993)

Sie waren sich also auf ihre jeweils ambivalente Art nicht gleichgültig.

Als sie sich schließlich in einer romantischen Vollmondnacht in einer leidenschaftlichen Umarmung offenbarten, musste dies ausdrücklich vor dem strengen Blick der Mutter verborgen werden.

„Tja“, übernahm Alex das Wort, „ich wurde von der Mutter beiseite genommen. ‚Du kannst hier so viel ‚tauchen‘ wie du willst, aber nicht bei Almut‘, sagte sie mir klipp und klar. Ich wusste ja nicht, wie viel Almut schon gestanden hatte. Auf jeden Fall verharmloste ich und leugnete das Wesentliche. Wir hätten nur am Strand zusammen die Sterne beobachtet. Und dass ich trotzdem ernste Absichten mit ihr hätte. So haben sich ihre und meine Versionen nicht miteinander gedeckt,“ lachten beide.

Als Alex wegen der Verlängerung seiner Aufenthaltsgenehmigung nach Manila musste, habe er auf der Rückfahrt die schrecklichste und längste Schifffahrt seines Lebens erlebt, leitete Alex den finalen Spannungsbogen ein.

„Zum einen hatte ich tierisch Sehnsucht nach Almut. Dann war da die Ungewissheit, ob es ihr nun wirklich so ernst war wie mir, wie sie nun nach meiner dreiwöchigen Abwesenheit reagieren würde. Um mir die lange Zeit zu vertreiben und mich abzu lenken, bin ich mit einem philippinischen Ingenieur auf dem Schiff ins Gespräch gekommen. Auf halber Strecke legte das Schiff an und versicherte uns, dass die Weiterfahrt erst in einigen Stunden wäre. In der Zwischenzeit gingen wir an Land essen. Wir haben uns angeregt unterhalten und als wir zurückkamen, war das Schiff nicht mehr da. Mein philippinischer Begleiter fühlte sich für mich verantwortlich und setzte alle seine Möglichkeiten in Bewegung, um mir zu helfen. Mit Funktelefon wurde schließlich die Besatzung des Schiffes informiert, dass sie mein Gepäck an eine Almut Weiss im Hafen übergeben sollten und ihr gleichzeitig mitteilen sollten, mit welchem Ersatzboot ich nachkommen würde. Aber diese ‚Schluffis‘ haben nur die Hälfte der Anweisungen ausgeführt.“

Almut war zum Hafen gegangen, um Alex von dem Schiff aus Manila abzuholen. Aber statt Alex bekam sie nur sein Gepäck ausgehändigt, weder eine Nachricht noch irgendwelche Informationen. Nur:

75 Alex beeilte sich zu betonen, dass er nicht freiwillig mit dieser Frau gereist sei (dass seine Begleiterin also nicht von ihm gewünscht und ‚engagiert‘ gewesen sei), vielmehr wäre es eine allein reisende gutsituierte philippinische Studentin gewesen.

„'Is your name Almut Weiss? May we hand over the baggage of Alex Bauer to you.' I thought, these are the leftovers of him. He is dead, and I get the leftovers," erzählte Almut lachend.

Trotzdem ging sie die nächsten Tage regelmäßig zwei Mal täglich zum Hafen, um jedes Schiff abzufangen.

„Ich bin schließlich mit so einem Schnecken temposchiff weitergekommen. Anscheinend war auf dem selben Schiff auch Almut's Mutter. Als das Schiff schließlich anlegte, war ich voll von Sehnsucht und Überschwang. Tatsächlich stand Almut auch am Hafen, tat aber so, als ob sie mich nicht kennen würde. – Puh!!“

„My mother was on the same ship. I gave him signs to greet me in a correct way.“

Mit der Zeit schließlich war die Mutter von den ernsten Absichten beider überzeugt. Sie habe gesehen, dass Almut an Alex' Seite reifer, ruhiger und erwachsener wurde. Es wurde ein großartiges Fest ausgerichtet, das Begrüßung, Verabschiedung, Verlobung und Geburtstag zugleich zelebrierte.

*

Ein Besuch bei Almut und Alex ein Jahr später: Almut hatte eine kleine Tochter zur Welt gebracht. Alex hatte seine ersten beruflichen Erfahrungen als Industriekaufmann gesammelt. Und die Ethnographin hatte in der Zwischenzeit die mütterliche Verwandtschaft, das Strandhotel und die Nachbarschaft auf den Philippinen kennen gelernt. In diesem Gespräch entwarf das Paar seine Zukunft nach einem Modell, das Almut's Mutter und Familie vorgeformt hatten. In ein bis zwei Jahren würde Almut die Hotelanlage übernehmen. Alex schaute mit lernwilligem Respekt auf seinen ‚Stiefschwiegervater‘ und mögliches Vorbild. Von Kurt könne er noch viel lernen.

„Er ist ein ernster, wortkarger Mann, der nicht so schnell aus sich herausgeht. Ich schätze es, wenn jemand so ist wie er und wir verstehen uns sehr gut,“ beschrieb er den deutschen Mann seiner Schwiegermutter.

Wie Kurt sich z.B. gegenüber der großen philippinischen Verwandtschaft verhalten hätte, fand Alex nachahmenswert. Da gäbe es ja schon große kulturelle Differenzen. Und er ebenso wie Kurt würden es auf die Dauer schwer ertragen, mit und für einen „großen Klan“ zu leben. So habe sich Kurt damals, als sie in Manila lebten, nicht gescheut, die Verwandten, die auf einmal von überallher mit Sack und Pack und ohne Rückfahrkarte nach Manila anreisen, wieder zurückzuschicken. Er hätte ihnen damals konsequent die Rückfahrkarte gekauft und sie wieder zurückgeschickt. Mit dem Kauf von Land und dem gut laufenden Strand-Ressort schließlich hätte er in einer Art persönlicher Entwicklungshilfe den „großen Klan“ gut eingebunden und versorgt.

Dort könne man allerdings eine Menge verbessern, erweitern, ökonomischer, perfekter und rationaler, aber auch kreativer, ästhetischer und phantasievoller managen. Überhaupt mit einem durchdachten Konzept könne man eine gehobene Kategorie mit einem vielfältigen Rahmenprogramm und Freizeitangebot bedienen. Da habe er schon eine Menge guter Ideen. Eben nicht

nur an das schnelle Geld denken (wie das den Filipinos so eigen wäre), sondern aufgrund gründlicher Trendstudien eine nachhaltige Prosperität sichern. Zunächst jedoch würden sie hier in Deutschland ein „transphilippinisches“ Reisebüro aufmachen, sozusagen den deutschen Zweig des Familienunternehmens professionalisieren und über Internet und E-commerce expandieren.

Er wisse natürlich, dass viel Erfolg besonders auf den Philippinen auch viel Neid erwecken würde, reagierte Alex auf Geschichten, die ich, von den Philippinen kommend, aufgefordert wurde aus zu tauschen. Die Geschichte des Brandanschlages auf das Wohnhaus der Großmutter wäre ein beredtes Zeugnis davon.

Andere Tratsch-Geschichten, die auch auf den Philippinen die Reputation von Großmutter, Mutter und Tochter anhand der geborenen Kinder verhandelten und die Brüder als „troublemaker“ charakterisierten, explizierte ich dieses Mal diskreter Weise nicht. Trotzdem hatte ich den Eindruck, dass wir alle darum wussten. Solche Gespräche auf den Philippinen – sei es mit der *sari-sari*-Verkäuferin um die Ecke oder mit einer Restaurantbetreiberin des Nachbarressorts – wurden, nachdem ich als Bekannte von Almut identifiziert war, in etwa so eingeleitet: „Andrea I’ll tell you some stories everybody know here at the beach. You just have heard it said, but don’t mention me.“

Dieser allgegenwärtige Neid und auch die Furcht davor hat zur Folge, dass offensichtlicher wirtschaftlicher Aufstieg, wenn er sich schon nicht verbergen lässt über diverse Arrangements der Umverteilung sozial eingebettet werden muss. Begriffe wie Ehre, Wettstreit, Eifersucht und Neid sind eng benachbart. Diejenigen, die eine verbesserte wirtschaftliche Position erreicht haben, werden oft die „Stolzen“ genannt, man unterstellt ihnen das Gefühl der Verachtung für die weniger Erfolgreichen. Die Atmosphäre ist geprägt von sozialer Kontrolle, die sich besonders im Tratsch artikuliert.

Wenn Alex geradezu entsetzt auf einige Landverkäufe seiner Schwiegermutter reagierte, die sie an deutsch-philippinische Paare getätigt hatte, so wird er die Strategie der sozialen Einbettung nicht genug im Blick gehabt haben.

„Du meine Güte, stoppe deine Mutter!“ wandte er sich an Almut. „Sie soll nicht das kostbare Hinterland verkaufen und erst recht nicht das Land, das unmittelbar an den Strand anschließt. Da kann man doch noch soviel draus machen.“

Trotz Almut’s beruhigender Worten, dass es sich nämlich nur um kleine Stücke handle und es ja noch genug Land gäbe, schien diese Haltung für Alex wieder ein Beweis für den völlig anderen Geschäftssinn der Filipinos zu sein, der auf das schnelle Geld statt auf langfristige Investitionen ziele.

Alex und Almut bewegten sich bereits relativ mobil in einem gut etablierten und familiär vernetzten Migrationsraum. Scheinbar mühelos verorteten sie ihre ökonomische Existenzsicherung und soziale Vernetzung im Kontext deutsch-philippinischer Touristik sowohl in Deutschland als auch auf den Philippinen.

Als Almut ihre Tochter im deutschen Winter geboren hatte, war es für sie überhaupt keine Frage, die ersten gemeinsamen Monate auf den Philippinen

zu verbringen, genauso wie sie die ersten Monate ihrer Schwangerschaft ebenfalls im mütterlichen Strandressort verweilte. Hier würde sie (Almut) mit der angemessenen Nahrung und Zuwendung versorgt und das Kind werde in einem großen verwandtschaftlichen Netz liebevoll aufgenommen. Hier fühlt sich Almut habituell verankert, sie verbindet mit diesem Ort Gerüche, Gefühle und Erfahrungen, die sie selbstverständlich ihrer Tochter weitergeben will.

Ähnlich wie bei ihrer Mutter verweben sich Almut's alltägliche Erfahrungen und ihr Lebensunterhalt im „hier“ und „dort“ – und „dazwischen“. Denn ihre Reisen hin und her zwischen hier und dort, den Philippinen und Deutschland, nutzte Almut für kleinhändlerische Aktivitäten, dem sogenannten *buy-and-sell-bisnes* (*pag-angkat*). Sie verband sie mit findigen Einkäufen, die sie sowohl in Manila als auch in der philippinischen Provinz ebenso wie in Deutschland unter der Hand an Cousinen und Freundinnen weiterreichte. Hatte sie sich vor der Geburt des Kindes während ihrer Zwischenstops in Singapur vor allem auf Mode, Schmuck und Kosmetik konzentriert, so verschob sich ihr kleinhändlerischer Blickwinkel mit der Geburt ihres Kindes auf Babykleidung und Kinderspielsachen.

Mit solchem „Kofferhandel“ dehnt Almut lokale Marktstrategien auf eine transnationale Bühne aus. Der lokale Markt und der informelle ökonomische Sektor wird auf den Philippinen herkömmlicher Weise vor allem von Frauen dominiert (siehe Kapitel 4 und die dort zitierten Referenzen). Als Zwischenhändlerinnen reisen besonders Frauen zwischen Land und Stadt und zwischen den Inseln. Sie kaufen und verkaufen Produkte und Güter, die sie typischer Weise in kleineren Mengen von den Bauern aufkaufen, um sie dann in den städtischen Märkten weiterzuverkaufen. Die Händlerin reist hin und her zwischen Land und Stadt, kauft und verkauft landwirtschaftliche Produkte im Tausch mit importierten und in Fabriken produzierten Gütern, die sie so in den ländlichen Gegenden zugänglich macht. Wenn Almut wie viele andere philippinische Heiratsmigrantinnen (in dieser Studie sei an Mary und Fee erinnert) solche traditionellen, mit Bewegung und Reisen verbundenen kleinhändlerische Aktivitäten auf die globalisierte Bühne übertragen, so greifen sie auf Handlungsmuster zurück, deren Wurzeln weit vor der gegenwärtig ins Blickfeld geratenen transnationalen Diskussion liegen. Für diese Frauen ist die mit Migration verbundene kleinhändlerische Strategie nur eine von vielen Lösungen, den Lebensunterhalt zu gestalten. Sie ist eine Strategie von vielen möglichen Arten der Bewegung in der Welt. Bewegung und „Verwurzeltheit“ sind nicht zwei verschiedene, einander ausschließende Bedingungen, sondern zwei Dimensionen desselben Lebens.⁷⁶

Almut wuchs bereits als Kind in einem mobilen Familiennetz auf. Während ihre Mutter (ebenso wie Tanten und Onkel) den Lebensunterhalt mit mobilen und flexiblen Praktiken bestritt und von der südlichen Provinz über Manila in den privaten Dienstleistungssektor nach Singapur migrierte, wuchs

76 Vgl. hierzu auch eine interessante ethnographische Untersuchung von Carla Freeman über karibische weibliche „Higgler“ und deren kleinhändlerische Expansion auf der inter- und transnationalen Bühne: Freeman 2002, 2000.

Almut in der Obhut ihrer Großmutter und ihrer Tanten auf, die ebenfalls für einige Zeit die ländliche Heimatprovinz verließen, um in Manila einen Haushalt zu bestreiten.

Die Heirat der Mutter mit einem deutschen Ingenieur konsolidierte nicht nur die ökonomische Existenz der Mutter und naher Familienangehöriger, sie bot der Mutter auch die Möglichkeit, einen höheren sozialen Status in Anspruch zu nehmen und einen Kontext zu schaffen, in dem diese Ansprüche angemessen umgesetzt und ausgelegt werden konnten. Mit dem Kauf großer Ländereien in der eher kargen und trockenen Heimatprovinz wurde der Grundstein für ein florierendes Familienunternehmen gelegt. Dass dieses vorrangig unter der Obhut der Frauen (Mutter und Großmutter) gemanagt wurde, erklärt sich nicht nur über juristische Konditionen, wonach Landbesitz nicht-philippinischen Bürgern nicht ermöglicht wird – der deutsche Ehemann also nur vermittelt als Partner Besitzansprüche formulieren kann, sondern entspricht durchaus einem ‚traditionellen‘ (matrifokalen) Modell mit der „Hausfrau“ (*may bahay*) als Geschäftsführerin des Familien-Unternehmens (Alvarez/Alvarez 1972, Jacobsen 1974, Neher 1980).

Wenn Almut den von der Mutter vorgezeichneten Weg einschlägt und sich ebenfalls in eine Heiratsmigration begibt, so fühlt sie sich weniger aus dringenden ökonomischen Notwendigkeiten dazu gedrängt. Aus ihrer Perspektive scheint es ohne Bedeutung zu sein, ob ihre Mobilität nun als Migration zu klassifizieren ist. Sie hat lediglich die günstige Gelegenheit ergriffen, die sich ihr eröffnet hat, um einen erfolgreichen Lebensstil, ein Modell von anerkanntem Lebensunterhalt, „a ‚respectable‘ livelihood“ (Olwig 2002) fortzusetzen, zumal er sich besonders hinsichtlich der sozialen Aufwärtsmobilität als erfolgreich erwiesen hat.

Allerdings werden die Werte der Respektabilität vor allem außerhalb der Familie in einem moralisierenden Tratsch-Diskurs zur Disposition gestellt. So steht es zwar für Almut's Mutter außer Zweifel, ihre Kinder zu einem moralisch richtigen Leben zu erziehen. Sie folgt damit einem Ideal, das Teil eines Wertekomplexes ist, der vor allem mit der Mittelschicht assoziiert ist und zu dem neben einer guten akademischen Ausbildung ebenso ein anständiger Leumund gehört. An dem Ideal des anständigen Leumundes jedoch wird von neidvollen Beobachtern aus der Gemeinschaft und Nachbarschaft gekratzt. In diesen Gesprächen scheint es den Neidern beredenswert zu sein, dass dieses respektable erfolgreiche Lebensmodell von Großmutter, Mutter und Tochter auf nicht ganz so respektablem Leumund aufbaut.

Almut kehrte in ihrer derzeitigen Lebenssituation nicht an denselben Ort zurück, den sie damals verlassen hatte, als ihre Mutter migrierte. Es ist vielmehr der Ort ihrer Herkunft, den sie alle zusammen geschaffen haben mit und durch die Erfahrungen und Mittel als Migrantinnen. Diese Erfahrungen fließen zweifellos in den neu geschaffenen Herkunftsort ein. Sie haben in Deutschland – und in Ehen mit deutschen Männern – Bedürfnisse an ihren Lebensunterhalt ausgebildet, die sie hier (auf den Philippinen) nicht ohne weiteres vorfinden. Durch ihre kontinuierlichen ökonomischen und sozialen Bin-

dungen hier und dort verbinden sie den Ort der Herkunft mit dem Ort der Migration. Ihr hoher sozialer Status hier (auf den Philippinen), der vor allem durch die Investitionen ermöglicht wurden, die mit einem unauffälligen, eher marginalisierten Status dort (in Deutschland) verknüpft sind, spricht für eine Heimkehr als eine zyklische Migrationsbewegung. Als mobile Transmigrantinnen organisieren sowohl Mutter als auch Tochter, wenn auch mit generationsbedingten unterschiedlichen Schwerpunkten⁷⁷, ihr Leben unter Bedingungen, in welchen ihre Lebenswelten weder ‚hier‘ noch ‚dort‘, sondern zugleich hier und dort sind und als fortwährende unabgeschlossene Prozesse mit unterschiedlichen Inklusionen und Exklusionen zu verstehen sind.

77 Die Mutter will sich aus dem Familienunternehmen zurückziehen, die Tochter soll verstärkt in die Verantwortung genommen werden.